

P T2611

.R2

A65

1919

THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

Frank / Abenteuer in Venedig

Erstes bis zehntes Tausend



Ein Abenteuer in Venedig

Novelle

von

Bruno Frank



1 9 1 9

Musarion Verlag München

PT 2611

. R 2

H 65

1919

Geschrieben 1910

Zum ersten Mal veröffentlicht 1911

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1919 by Musarion Verlag

M. W. Wiedmann und von Guenther, München

Königinstraße 15

Umschlagzeichnung von Rolf von Hoerschelmann



ger

Als nach stundenlanger Dauer die Versammlung der Aktionäre ihr Ende erreicht hatte, begab sich Direktor Steingraber so schnell als nur möglich nach Hause und beschloß, noch ehe er seine Wohnung erreichte, sterbensmüde und ziemlich degoutiert wie er war, Berlin und seinen geschäftlichen Posten für einige Wochen zu verlassen und sich nach Süden zu wenden. Den Nachmittag verbrachte er ordnend und vorsorgend an seinem Schreibtisch, später empfing er den Besuch des zu seiner Vertretung berufenen Herrn, gab beim Abendessen seinem Diener die nötigen Befehle und reiste am folgenden Morgen.

Er war allein in seinem Coupé, auf dem Klapp-tischchen hatte er sich ein paar Bücher zurecht gelegt, und er blickte von seinem Sitz aus auf die vorbeieilende herbstliche Landschaft.

Ja, diesmal handelte es sich keineswegs um eine bildende und den Geschmack läuternde Reise, oh, — diesmal galt es einen entschlossenen Bruch mit der gewohnten tätigen und praktischen Existenz, eine

Abgabe an all das, womit sonst sein Leben ausgefüllt war: an alle Versammlungen, alle Sitzungen und alle Besprechungen vertraulicher Art, an die durchprüfende, die organisierende, die überwachende Tätigkeit, die er jahraus jahrein in den Dienst des von ihm geleiteten industriellen Betriebes stellte.

Zugestanden freilich, daß es nicht die Berufspflichten allein, vielleicht nicht einmal hauptsächlich die Berufspflichten waren, denen er davonsuhr. Hatten ihn nicht vor drei Tagen erst, mitten unter den geladenen Gästen in einem Hause der Hitzigstraße, nach Tisch, als man angeregt und harmlos plauderte, für einen Augenblick in geradezu besorgniserregender Weise seine Kräfte ganz und gar verlassen? Ein fader Geschmack war in seinem Munde, ja vorübergehend wurde es ihm buchstäblich schwarz vor den Augen . . . Zugegeben, daß er nicht der Kräftigste war, aber wo in aller Welt war der Kräftige, der zum hundertundsiebenten Male im selben Jahr über die Schauspielerin Frau Eysoldt im gleichen geheimnisdunkeln Tonfall die gleiche Lobpreisung unbeschädigt anzuhören imstande war? Es gab immerhin Grenzen . . .

Nun, dem allem würde er für eine Zeit entgehen, so gründlich, daß niemand ohne Not auch nur

seine Adresse erfahren sollte. Zunächst freilich kannte er sie selbst noch nicht, seine Adresse.

Er richtete sich ein wenig auf, nahm eine Eisenbahnkarte zur Hand, die bei den Büchern lag, entfaltete sie auf seinen Knien und sah auf die Festländer, die Inseln und Meere von Europa mit der Nachlässigkeit des unbeschäftigten Reisenden, der für vierundzwanzig Stunden ein freiwilliger Gefangener ist. Dann beschäftigte er sich im Besonderen mit den starken, schwarzen Linien, die auf der Karte unter den Bahnstrecken die wichtigsten bezeichnen. Er fing an, sich hübsche gerade Strecken herauszusuchen.

Petersburg—Wien—Venedig — dachte er und fuhr mit dem Zeigefinger quer über Europa hin, wahrhaftig, fast eine gerade Linie! Wie angenehm für alle, die mit dem Rußland-Express von Süden kommen, ja, oder umgekehrt. Übrigens, Venedig...

Venedig war natürlich das Rechte für ihn. Man schrieb Oktober . . . Eine angenehme Empfindung nahm von Herrn Steingraber Besitz, die von dem Bilde verschlungener Kanäle und Gassen hervorgerufen wurde . . . In diesem Gewirr am wenigsten würde ihn jemand ausfindig machen, um von Geschäften oder von Frau Eysoldt mit ihm zu reden . . .

An dieser Gewisheit wurde er freilich irre, als er

zum Abendessen in den Speisewagen hinüber kam und auf den ersten Blick eine ganze Anzahl seiner Bekannten entdeckte, alleinreisende Herren und Herren mit ihren Damen. Man rief Halloh, nahm ihn in die Mitte und erwartete sich etwas von seiner Munterkeit. Die schien aber heute ganz zu fehlen und kam erst ein wenig zurück, als er über die Reiseabsichten der Herrschaften im Klaren war, die sich theils auf die Gegend um den Gardasee, theils auf Florenz, doch in keinem Fall auf Venedig richteten.

Frau Rechtsanwält Struve sagte: „Was haben Sie selbst denn vor, Direktor?“ Dabei traf ihn ihr eigentümlich listiger Blick von der Seite, und bei diesem ihm wohlvertrauten Blick erinnerte sich Herr Steingraber plötzlich vergangener Situationen. Herrgott, dachte er, das ist ja noch kein halbes Jahr her . . . Und er neigte sich liebenswürdig der hübschen Dame zu. Seine Auskunft aber blieb unbestimmt, und er empfahl sich bald; man fuhr eben in München ein.

Herr Steingraber ließ sich das Schlafkabinett in Ordnung bringen, begab sich jedoch noch nicht zur Ruhe, sondern befaßte sich, sitzend auf der Kante seines Bettes, mit einem französischen Roman, den er im Lesen Blatt um Blatt weiter aufschnitt. Nach

einer kleinen Stunde hatte er genug davon, er legte das Buch weg, oder vielmehr: er warf es mit einer Gebärde des Widerwillens irgendwohin in das Gepäck . . .

Genügsam mußte die Welt doch sein! Da fand sie nun seit dreißig, fünfzig oder noch mehr Jahren ihr Amüsement an diesen gedankenlosen und kalten Nachwerken. Das große Leben in Paris! Das Bois, die Opernloge, Spiel, Ehebrüche, lächerliche Duelle, — ein leichenhaft starrer Turnus von Nichtigkeiten, die in dieser großen, arbeitsamen Stadt Paris möglicherweise das Dasein von ein paar tausend gleichgültigen Leuten ausfüllen, — das ward der Erdkreis nicht müde, in immer neuen Schüsseln aufgetischt zu bekommen. Das war die Herrlichkeit, nach der Alle, die gedrückt oder geheßt ein tätiges Leben führten, mit Sehnsucht die Augen aufhoben! Neureuther, der ihm dies Ding hier empfohlen hatte.

Er war entkleidet und lag, die Arme unterm Kopf verschränkt, auf dem Gurtenbett, sein Gesicht dem halboffenen Fenster zugewendet, durch das die Abendluft kühler hereindrang.

Neureuther, heute der erste Ingenieur von Berlin, wie ihn jemand genannt hat, ausgestattet mit einem Gehalt fünfmal zu groß, als daß er es ver-

brauchen könnte, berühmt als Erfinder, gesellschaftlich auf dem vordersten Platz . . . Aber seine freien Stunden? Es muß ihm in der eigenen Gesellschaft doch verdammt wenig gefallen, wenn er ihr die von Raoul, Claire und Gaston vorzieht!

Natürlich kann man es verstehen. Er kommt immer ganz abgeheßt zu sich selber, und dann gefällt es ihm da nicht. Aber was in aller Welt soll zuletzt so ein Treiben? Wenn er seinem Herrgott dermal einſt Rechenschaft abſtatten ſoll über ſein Leben, dann war es eine Kette von Arbeitsſtunden und Dinern.⁴

Es war ſehr hübsch, ſo zu liegen und ein bißchen träge die Gedanken laufen zu laſſen. Er hatte das lange nicht gehabt. Hatte er es jemals gehabt? Wie war er ſelbſt zu Hauſe in ſeinem Ich? Wo waren in ſeinem eigenen Daſein die Ruhepunkte, die Stunden vernünftigen Sichbeſinnens, in denen er nicht dem Erwerb und nicht der Geſellſchaft angehörte, und die ihm das Recht verſchafften, auf die Konſumenten der gelbgehefteten franzöſiſchen Bücher mit bedauernder Mißachtung herabzuſehen . . .

Es wurde ihm heiß in dem engen Raum, er warf die Decken von ſich und ließ das Fenſter ganz herunter. Ah, die Berge . . . Es ging aufwärts, lang-

sam rückten Felsen und Bergwiesen im matten Mondlicht vorüber.

„Neureuther, Neureuther!“ — und der Direktor atmete tief auf, als er wieder lag — „was für eine Torheit von mir, einen fremden Namen vorzuschieben! Geschäftsstunden und Soupers, das ist auch bei mir das Ergebnis. Das werde auch ich beim großen Rechenschaftsbericht mitzuteilen haben, — jawohl: Rechenschaftsbericht, in solchen Ausdrücken denke ich! Es ist jämmerlich wenig, es ist nichts. Aber was in aller Welt soll einer tun, um sich anzuklammern, um nicht fortgewirbelt zu werden und weiter fort und eines Tages plötzlich alt zu sein? An allen Wänden unseres Hauses sind Türen, aber wir bewohnen das Empfangszimmer und das Arbeitszimmer und betreten kein anderes.

In Indien leben Männer, die so heilig sind, daß sie freien Fußes über das Wasser gehen, das ist wahr, es ist eine Tatsache, beobachtet und übereinstimmend berichtet durch viele europäische Reisende, Leute, die sich von Ochsenfleisch ernähren und die Frauen verführt haben, eine sichere Tatsache. Und ich meinerseits nehme davon Kenntniss, etwa durch Vermittelung eines Artikels im Berliner Tageblatt, und ich lebe dann weiter, als sei die Welt ganz unverändert. . . . Jrgendwo wird eine Stadt aus tau-

sendjährigem Schutt gegraben, — die Leichen haben sich in die Lava eingedrückt, und nimmt man nun von den Höhlungen einen Abguß, so zeigen sie noch die Stellungen, in der sie vom Unheil erreicht worden sind, — einen zum Fliehen vorgestreckten Fuß, zur Abwehr emporgewendete Hände. Und der Hofhund liegt da, den Kopf auf den Pfoten, wie schlafend, und die Kette ist noch an seinem Halse. Ich lese auch das in der Zeitung, falte das Blatt zusammen und gehe in mein Bureau. Wäre es nun so abgeschmact, dort, in einem stillern Moment, noch an den Hund zu denken oder an die immerhin merkwürdige Thatsache, daß die heiligen Jnder die Naturgesetze aufheben und uns allen mit voller Unschuld den Boden unter unsern Füßen wegziehen? Doch liewe mir ein solcher Gedanke unter, — ich glaube, ich wäre imstande, mich abends nach Geschäftschluß zu einem tüchtigen Nervenarzt zu begeben, zwecks gründlicher Untersuchung.'

„Ich wäre imstande,“ wiederholte sich Herr Steingraber ein wenig träge, und zog die Decke höher über seine Schultern. „Und ehe ich mir derlei Überlegungen gestatten kann wie heute, muß ich mir schon ein Eisenbahnbillett kaufen, das mir ein Recht gibt einen Tag als Gefangener zu verbringen, abgeschlossen von jeder Möglichkeit, meine

Zeit nutzbringend zu verwerten. Doch die ganze nutzbringende Tätigkeit kommt mir dabei fast so sinnvoll vor, . . . so sinnvoll vor, . . . als stünde ich mitten in einer schönen Landschaft, mit einem Tauende in der Hand . . . Tauende in der Hand, . . . und nun müßte ich das Tau aufwickeln . . . Und ich schritte, ohne einen Blick für die Felder und den Wald, in rasendem Marsch um den unsichtbaren Pfosten, an den das Tau vermutlich gebunden ist, in engerem und immer engerem Ring und rascher und immer rascher, bis ich an das nackte, kalte Holz anschlüge . . .‘

Mit diesem Ideengang war Herr Steingraber unversehens in einen leichten Schlaf und Halbtraum hinübergelitten, und der Ruck, mit dem er zuletzt wider den Pfosten flog, und der ihn aufweckte, war das Anhalten des Zuges.

Man war mitten in den Bergen, und durch die klare, kalte, nach Wäldern riechende Luft hörte Herr Steingraber die Maschine schnaufen. Ein Mann ging am Zug entlang und rief den Namen der Station aus: „Mätrei, Mätrei, Mätrei.“

„Mätrei . . .?“ Herr Steingraber richtete sich ein wenig in die Höhe. „Ein Ort am Brenner offenbar, denn ich habe noch nicht lange geschlafen. Woher ist mit der Name so vertraut? Man fährt mit

Mauleseln in dieser Gegend. Muliwagen ... Muliwagen. Man sagt Muli für Maulesel ...'

Aber an mehr erinnerte er sich nicht und wunderte sich ohnehin über seine Kenntnisse, denn er war ja niemals hier gewesen.

Er war aber doch hier gewesen, nur vor sehr langer Zeit. Als ein fünfzehnjähriger Knabe hatte er, zusammen mit den Eltern und der Schwester, drei Sommerwochen hier in der Gegend verbracht, an einem kleinen Ort im Stubaital, von wo aus schöne Gelegenheit war zu Ausflügen, sei es in die Berge hinein oder die Brennerstraße hinunter in der Richtung nach Innsbruck oder hinauf gegen Matri. Man hatte sich in einem alten, kleinen und sehr behaglichen Gasthaus einquartiert, und eben dort befand sich auch ein junges und frisches Servierfräulein, die schönes dunkles Haar besaß und sehr weiße Zähne, und mit der es auf unbestimmt reizende Weise wohl tat sich zu unterhalten. Vor allem hatte sie eine Begabung, das Wort „Muli“ so hübsch und kindlich auszusprechen, daß man unermüdtlich versuchen mußte, es wieder und wieder von ihr zu hören.

Von all dem aber wußte der Direktor so gut wie gar nichts mehr, und hätte er sich einmal die Mühe genommen, eine dahingehende Untersuchung in sich

anzustellen, so hätte er gewiß nicht ohne Ärger bemerkt, daß seine zusammenhängenden Erinnerungen überhaupt nur bis zu jenem Tage zurückreichten, an dem er mit dem Eintritt in das große Geschäft seines Vaters zuerst tätig im Leben Fuß gefaßt hatte.

Etwas Anderes aber, etwas gleichfalls recht Fragwürdiges geschah mit ihm während der Minuten, die der Zug vor dem Bahnhof der kleinen Bergstation hielt. Verse fielen ihm in dieser Stille ein, gereimte Zeilen aus einem Gedichtbuch, dessen Namen ihm nicht gegenwärtig, und das ihm jedenfalls vor sehr langer Zeit in die Hände gekommen war.

Ach, als du jung warst, standen weit und breit
Viel hundert Seitenpfade dir bereit.

Da rief der Wald, der Fels, das wilde Thal,
Und du warst jung und hattest noch die Wahl.

Was gingst du diesen Weg, der staubbedeckt
Und schnurgerade sich ans Ziel erstreckt?

Diese Verse waren es. Der Zug setzte sich nun wieder in Bewegung, und Herr Steingraber begann im Ernst seine Nachtruhe. Sein schlummernsdes Gesicht wies heute einen Ausdruck von lächelnder Weichheit auf. Es war ein regelmäßiges, bart-

loses Gesicht, mit nicht sehr hoher, doch breiter Stirne und mit achtbar geschnittenem Mund und Kinn. Das weich liegende Haar zeigte kastanienbraune Farbe, und die Haut einen beinahe südlichen Ton, aber die nun geschlossenen Augen waren nicht dunkel, wie zu vermuten wäre, sondern grau oder blau oder beides zusammen, je nachdem sie vom Lichte getroffen wurden.

Herr Steingraber erwachte inmitten einer sehr veränderten Landschaft von ernst geformten, mächtigen Höhenzügen und mattgrün belaubten, kleinen Wäldern; seine innere Verfassung war noch ganz die, mit der er eingeschlafen war. Er kleidete sich an, und wie er, zwischen zwei Blicken in den eingelassenen Wandspiegel, ab und zu durch das Fenster hinaus sah, konnte er verfolgen, daß die Berge allmählich zurückwichen und der Zug sich zuletzt in einer Ebene fortbewegte, die gleichförmig mit jenen mattfarbenen Bäumen bepflanzt war. Er beeilte sich, fertig zu werden, und hatte gerade seine Reisetasche verschnürt, als man in die dunkle Halle des Bahnhofs von Verona einlief.

Er verließ den Wagen, gab die Tasche zur Aufbewahrung hin und fuhr in einem schmutzigen Mietswagen in die Stadt. Endlich verschwand das

üble Vorstadtgemäuer vor soliden, alten Steinhäusern; in einer belebten Straße ließ er halten, bezahlte und schlenderte weiter durch die mittäglich geschäftige Stadt. Auf der Piazza Erbe kaufte er sich drei schöne Pfirsiche und sah, während er sie verzehrte, der Prügelei zweier kleiner Knaben zu, die auch sonst bei vielen Aufmerksamkeit und Gelächter hervorrief. Es kam ihm aber der Eindruck, als schlug das Paar sich mehr aus Koketterie herum, denn aus wirklicher Wut, und er ging weg. Überall war Geschrei und Gekeif, Bestengetümmel und Gefühlsaufwand. In eine erstaunlich veränderte Welt führten die zehn oder elf Stunden im Schnellzug.

Er stand nun bei der Säule am Ende des Platzes, die den Löwen des heiligen Marcus trägt, Venedigs Herrschaftszeichen; er blickte hinauf und erinnerte sich an eine frühere Reise, die an der Küste von Dalmatien hinuntergegangen war, und die ihm in jeder bewohnten Meeresbucht wieder und wieder den Löwen gezeigt hatte. Die Regung von Ehrfurcht, die er verspürte, war sonderbar vermischt mit nervöser Vorfreude, — denn heute abend würde er ja Venedig selbst wieder sehen; und während er seine Hand einen Augenblick lang auf dem kühlen, glatten Marmor der Säule ruhen ließ,

ging ihm ein leichter Schauer den Rücken hinter.

Nicht müde geworden, denn der Tag war keineswegs warm, umschritt er noch einmal den langen Platz, wandte sich dann um ein paar Ecken und gelangte von ungefähr eine sehr enge Gasse hinter, eine „Via delle quattro spade“.

„Vier Schwerter reichen aus,“ meinte er bei sich, „das ist genug, um den Schlauch hier auf acht Tage zu schließen,“ — und er stellte sich dies Durcheinander von schmalen Gassen, die ein Einziger mit ausgereckten Armen absperrern konnte, kriegerisch belebt vor, erfüllt vom Waffenlärm der Capuletti und Montecchi, so voll von Gefahren, daß niemand sich aus seinem Hause wagte ohne ein Gebet zur heiligen Mutter, sie möge ihn die achtzig Schritte bis zur Piazza gnädig geleiten.

Er betrat ein kleines Gasthaus, das recht napoleonisch „Europa e aquila nera“ hieß, speiste mit Appetit und ließ sich ein Zimmer geben, um zu ruhen. Er schlief aber nicht sogleich ein, sondern blickte unter allerhand lässigen Gedanken zu der gewölbten Decke hinauf, die dem kühlen, schmalen Gemach ein wenig den Charakter eines Sarges verlieh. Er befragte sich, beiläufig, auch darüber,

was denn nun dieser Aufenthalt hier in Verona eigentlich bedeuten solle, warum er nicht, wie er es vorgehabt, mit dem schönen Schnellzug, der bereitstand, die Reise sogleich zu Ende gebracht habe, — und da ergab sich, daß er bei Nacht und Mondlicht in Venedig anzukommen wünschte. Heimlich vielleicht, doch darum nicht weniger unbedingt war diese romantische Absicht in ihm lebendig und wirksam gewesen. „Nun also,“ sagte er zu sich selbst, „ich bin ja auf dem besten Wege . . .“ Und er schlief ein wenig ein.

Später dann fand er sich, von seiner Erinnerung geführt, vor dem Römischen Theater, überschritt den Platz, ward eingelassen, wies einen Zudringlichen ab, der mit Erläuterungen beginnen wollte, und war ganz allein in der steinernen Weite. Seine Blicke umzogen das riesige Oval . . .

„Etwas Großes und doch eigentlich nichts zu sehen“, — der Ausdruck schien ihm gut für das Ganze, doch es war ihm, als habe er diese Worte gelesen. Und er begann die hohen Stufen hinaufzusteigen, unvergängliche Sitze vermoderter Leiber, die hier stärker gelebt hatten denn irgendwo sonst, gewärmt und erregt von Schaulust und Grausamkeit. Aber es war schwer, die schweigenden, leeren Blöcke von der bunten und tobenden Menge voll

zu denken, und die Arena durchzuckt von den Schmerz- und Wutgebärden wilder Tiere und nackter Kämpfer. Es war wohl möglich für einen Augenblick, dann aber übte der Ort wieder einen sehr friedlichen Zauber. Die Steinmassen, die hier zu einem gewaltigen, harmonischen Ganzen vereinigt waren, vereinigt vor Zeiten zu menschlichen oder kaum menschlichen Zwecken, schienen die Freiheit des einfachen, zwecklosen Daseins wieder gewonnen zu haben, zeigten eine Existenz wie vor zweitausend Jahren in den gelb und grauen Kalksteinbergen, aus denen man sie genommen hatte . . .

Während Herr Steingraber auf einer der oberen Stufen saß, den Kopf an die nächste angelehnt, erschienen unter ihm im Oval der Arena von Zeit zu Zeit schaulustige Besucher, einzeln oder in kleinen Trupps, geleitet von einem uniformierten Führer. Sie machten kaum ein paar Schritte durch den Sand und blieben dann beim Eingang stehen, und Herr Steingraber vermochte bei den meisten bis zu seinem Sitz herauf zu spüren, wie sie mit einem peinlichen Gefühl zu ringen hatten gegenüber dem Großen, an dem eigentlich nichts zu sehen war . . . Der Uniformierte klatschte in die Hände, um das Echo deutlich zu machen, und dann verließ man das Theater, um, höchst vermutlich, dem Dorn oder

dem Grabe der Julia einen Besuch abzustatten. Schließlich kam niemand mehr.

Im Anhauch der Luft kündigte sich der Abend an, und es fiel Herrn Steingräber ein, daß um diese Stunde die Tore zugeschlossen wurden. Man hatte ihn vergessen. Einerlei, der Pförtner wohnte am Eingang und ließ ihn wohl hinaus. Warum übrigens schloß man ab? Um liebende Paare zu verhindern, auf den Stufen ihre Nächte zu verbringen? ‚Das sollte man begünstigen,‘ dachte der Direktor, ‚begünstigen.‘ Und dann dachte er weiter: ‚Oh, wie ist man allein!‘

Gestützt auf den einen Arm, den Blick über den jenseitigen Rand des Kraters hinweggerichtet, versank er in sich selbst und zog ein träumerisches Resumé seiner Existenz, wie er es weiter im Norden ... dort ... wohl nie und nimmer sich gestattet haben würde.

Die Sache war die, daß Herr Steingräber einen Freund besessen hatte, daß er, um es näher zu bezeichnen, einem Mann seines Alters, einem berufslosen, reichen jungen Herrn, den alle Welt für einen bloßen Sportsmann und Genießer hielt, im Geist so nahe gewesen war, als nur ein Mensch einem andern sein kann, und daß dieser Andere an einem Pfingstmontag vor nun sieben Jahren auf einer

süddeutschen Rennbahn sich die Wirbelsäule gebrochen hatte. Es war eine echte und ganze Freundschaft gewesen, mit gegenseitiger Billigung, Nachsicht, Hilfsbereitschaft ohne alle Grenzen, mit gemeinsam durchlachten, durchredeten, durchsonnenen Nächten, im ganzen eine auffällige Beziehung für einen Mann des tätigen Lebens.

Und er führte, während drüben die Stahlfarbe des Himmels zarter und lichter wurde und sich langsam in ein sanftes Rot verwandelte, auch die Frauen an sich vorüber, mit denen er, seit jenem Unglücksfall auf der Rennbahn, sich zu Trost und einigem Ersatz nahe Bekanntschaft geschlossen hatte. Aber er hielt keine dieser wohlgekleideten Figuren in ihrem Vorbeiwandeln lange auf, ein wenig länger höchstens jene mondaine berliner Schönheit, um die er anderthalb Jahre lang von so vielen beneidet worden war, und in deren Gesellschaft er diese ganze Zeit hindurch die tiefste Längeweile seines Lebens empfunden hatte . . .

Wie ging das eigentlich zu Ende damals? Unmählich wohl und ohne eine erkennbare Ursache? Aber nein, es handelte sich ja um Port Said! Eine Reisebeschreibung war mir in die Hände gefallen, vielmehr eine naive, farbenreiche Schilderung orientalischer Sitten, und was mich da so beson-

ders fesselte, das war ein ganz entsetztes und ganz entzücktes Kapitel über Port Said . . .

Das Ding war in einem miserabeln Deutsch verfaßt, aber das Erzählte wirkte durch sich selbst, und einen so lebendigen Eindruck bekam ich von der häßlichen Stadt, wo sich die Laster und Seltsamkeiten zweier Welten treffen und sich hinter gleichförmigen, modernen Häuserfronten vereinigen, — daß mir am gleichen Tage das Souper mit der schönen Dame völlig unerträglich wurde, daß ich nicht nur ihre Worte und ihre Mienen höchst einfältig fand, sondern mit demselben Widerwillen auch den Portier, die Kellner und die Gäste im Restaurant betrachtete und nicht allein sie, — sogar die Gabeln und Messer von hergebrachter Form und das Porzellan aus der königlichen Manufaktur . . . Natürlich lag es gar nicht an Port Said und an den Lastern. Eine heilige Merkwürdigkeit aus Indien, die erschütternden Zahlen einer astronomischen Beobachtung, irgendeine Botschaft aus den Weiten des Daseins hätten gerade an diesem Tage dieselbe Wirkung ausgeübt. Mir kam eben mit einem Mal meine ganze Existenz nicht mehr sehr würdig vor, sie erschien mir lächerlich eng, eine miserable Ausnutzung der fünf und zwanzig oder dreißig Jahre, die mir etwa noch zur Verfügung

standen. Nun, ich brach das Verhältnis ab, ich zog mich auch vom gesellschaftlichen Umgang fast ganz zurück und verbrachte meine Abende allein bei mir zu Haus. Ich sagte zu mir: die Welt ist ein tausendköpfiges Wesen, ich will im Kreise herumgehen und jeden Kopf in meine Hand nehmen, ihm in die Augen sehen und so vielleicht bis auf den Grund blicken . . . Ich war vermutlich ein Narr. Es fiel mir plötzlich ein, Kunstgeschichte zu erlernen, die Malerei einer gewissen Zeit meinem Gedächtnis vertraut zu machen, und eine Woche lang kannte ich alle Fresken Giottos auswendig, mitsamt den Kirchen, wo man sie findet. Ich fing eines Tages an, Jacob Böhme zu lesen und war verzweifelt, weil ich so gut wie nichts begriff. Ich hatte ernstlich vor, Sanskrit zu lernen. Nun, und die Reise jetzt?

Herr Steingräber hatte lange Zeit ganz unbeweglich dageessen, die Hände seitlich hingestützt; er hatte kaum bemerkt, wie die gelben und grauen Steine mit einem zart lebendigen, roten Schimmer sich verkleideten. Ein leichter Kitzel an seinen Fingern, ein Krabbeln von eiligen kleinen Füßen seinen Handrücken hinauf, brachte ihn an den Ort zurück. Über die Hand hinweg suchte ein längliches Insekt, ein brauner Käfer seinen Weg! Er wurde

ergriffen, sanft von zwei Fingern festgehalten und betrachtet. Es war ein Laufkäfer, einer von der größeren Sorte, hübsch von Gestalt, mit Rückenschild und zierlich gehörntem Köpfschen, aber an Farbe mit seinen berühmten, goldglänzenden Bettern nicht zu vergleichen. Für den Augenblick freilich war in dem Punkte wenig zu vermissen, denn das Abendlicht, das den tausendjährigen Quadern einen Schein des Lebens verlieh, gab auch den stumpffarbenen Flügeldecken einen warmen Schimmer, so daß sie, klein wie sie waren, doch ausfahen wie schöne, glänzende, braunrote Seide.

Herr Steingraber, plötzlich gerührt und überhaupt in einem sehr empfänglichen Zustand, sagte leise etwas zu dem Käfer, was einer freundlichen Begrüßung gleichkam, setzte ihn dann auf seiner andern Seite nieder, und, nachdem er ihm so die Bergwanderung über zwei Arme und eine breite Brust erspart hatte, folgte er, wie ein Wirt, der unter der Thür steht, seinem Gast mit den Augen. Der aber lief nun keineswegs geradeaus über den schönen ebenen Steinboden, vielmehr hielt er jeden Moment inne, begab sich an den Rand der Stufe und blickte auf die nächste hinunter. Es war klar, daß er dort hinwollte und sich nur vor dem senkrechten Abgrund fürchtete, sei es, weil seine Rasse

keine Bergsteiger hervorbringt, sei es, weil er sich an einem von seinen Beinchen verletzt hatte. Und verzweifelt setzte er nach jedem Aufenthalt in rascherem Tempo seine Reise fort, seine aussichtslose Reise, die ihn drüben beim Tor zu einem noch weit schrecklicheren Abgrund führen würde, einem Abgrund von gut fünfundzwanzig Metern . . . Er würde umkehren und den gleichen Weg noch einmal zurücklegen, töricht und voll Hoffnung den ganzen Halbkreis zurück bis zum andern Tor und so noch öfter; denn vermutlich fehlte es ihm an Gedächtnis, und wenn nicht daran, so doch an Philosophie, um sich in eine Ritze zu legen und den Tod zu erwarten.

Herr Steingräber vermochte den Käfer, da es noch nicht ganz dunkel war, eine ziemliche Strecke weit mit den Blicken zu begleiten; er tat es bekümmert. Und mit einem Male — aber es war ihm nicht anders zumute dabei, als käme er einem Verbrechen auf die Spur — fragte er sich: ‚Wie ist er denn heraufgekommen? Wer hat ihn denn heraufgebracht?‘

Es konnte sich nur um ein menschliches Bubenstück handeln, jawohl. Vielleicht hatte ihm der Schuft das eine Beinchen ausgerissen? Gewiß, es war irgendeine gemeine Seele, zu feige, um bei der

Befriedigung ihrer schmählichen Leidenschaften die eigene Sicherheit zu gefährden, ein Lustmörder, der es in dieser Minute an dem Gedanken sich wohl sein ließ, wie sein kleiner Gefangener dort oben in der Arena verzweifelte!

„Das geht zu weit,“ sagte Herr Steingräber zu sich selbst und unterbrach den Ideengang. „Ich bin ja nicht nach Italien gefahren, um ein Narr zu werden!“ Und entschlossen sprang er nacheinander drei der hohen Stufen hinab.

Er blieb stehen, er besann sich und kletterte nicht ohne Mühe zurück. Auf der Stufe, wo er gesessen hatte, wandte er sich nach links hin, schritt behutsam, mit den Blicken am Boden suchend, der nun grau und beinahe im Finstern lag, und fand das Tierchen nahe bei dem großen Absturz. Er hob es auf, er hielt es fest, allem Sträuben zum Trotz, und stieg ohne anzuhalten zur Arena hinunter...

„Adieu du,“ sagte er, ohne sich im geringsten mehr zu genieren und sah niedergebückt den Kleinen über den Sand hineilen...

Er fand die Pförtnerwohnung und ward hinausgelassen. Der riesige Platz vor dem Theater war abendlich bewegt, Musik zog eben auf, man saß vor den Cafés. Herr Steingräber blickte auf seine Uhr... Er rief erschrocken einen Wagen herbei,

versprach dem Kutscher ein Trinkgeld und erreichte mit Mühe und Not seinen Abendzug nach Venedig.

Du durchschreitest eine lärmende, schlecht beleuchtete, schmutzige Bahnhofshalle, die sich durch nichts von hundert anderen unterscheidet, du kommst mit dem Gepäckträger zustande, verlässest den Vorraum, betrittst den freien Platz . . .

Lärm? Hotelomnibusse? Ein Zeitungskiosk? Feierliche Stille vielmehr, schwarze Rähne auf spiegelndem Wasser, jenseits Tempelformen, die weiß im Mondlicht glänzen. Ein Hotel für die Nacht? Ja dies und dies . . . Zwanzig Ruderschläge weit bewegt sich das Boot auf der großen Fläche, dann biegt es in einer sanften, unfühlbaren Kurve nach rechts. Ein schmales Wasser, hohe Mauern zu beiden Seiten deines Weges . . . Nun gibt es nichts anderes mehr auf dieser Welt als stummes Wasser und stumme Mauern.

Es ist ein Labyrinth, du wußtest es gleich. Jrgendwo treten die Steine auseinander, — für einen andern kleinen Kanal, einen von den unzähligen anderen, schmal wie der erste, schweigsam wie der erste, und an seinem Ende wiederum glaubst du die Einmündung eines dritten zu erkennen. Venedig muß ungeheuer groß sein . . . Da läuft eine Galerie

am Wasser hin, dunkle, weitgezogene Bogen. Ein Schatten beugt sich über die Mauer. Oh . . . es gibt Menschen hier . . . ?

Der Direktor war nicht für die Dauer im Hotel abgestiegen, das verstand sich von selbst bei seinen Zwecken, und schon am Morgen nach seiner Ankunft machte er sich auf, ein Mietzimmer zu suchen, irgendwo, nur nicht in einer Pension oder in einem für Fremde überhaupt besonders hergerichteten Hause. Er würde keine Ansprüche machen. Endlich, nach langen Fahrten und Märschen, fand er, was er wollte, nahe bei Santa Maria del Carmine und war recht froh, sich in diesem etwas abgelegenen Viertel unterzubringen. Er traf seine Vereinbarungen mit der Hauswirthin, holte selbst seine Handtasche vom Hotel ab und seinen großen Koffer vom Zollamt, verwandte zurückgekehrt eine halbe Stunde darauf, das Mitgebrachte in dem leidlich hellen und geräumigen Zimmer ein wenig zu verteilen, und war eingerichtet für mehrere Wochen.

Ja, dies war nun Venedig, die seltsamste Stadt, ihm wohlbekannt und dennoch ihm wieder neu — diesmal auf neue Weise neu. Vielleicht war es ein ausgezeichneter Gedanke von ihm gewesen, sich

gerade hierher zu machen, um die Art von Dasein, darin es ihm zu eng und dumpf geworden, mit heilsamer Inbrunst zu verleugnen. Er war natürlich nicht unwissend genug, um sich einzubilden, diese Stadt sei als ein Idyll geplant, sei als ein Zufluchtsort für müde Seelen hier auf den zahllosen Inseln aufgebaut, mit eisernen Pfählen hier ins Meer gerammt worden. Allerdings hatten Not und Kampf auch diese unvergleichliche Siedelung entstehen lassen, allerdings waren die Enkel, die sie übernahmen, alles eher gewesen als sanfte Träumer und hatten, dem zum Beweise, die Welt erobert. Doch was verschlug das heute . . .

Herr Steingräber vermied es fast ängstlich, sich in der Stadtgegend zu zeigen, die von den Fremden bevorzugt wird. Als er gleichwohl einmal, es war am fünften oder sechsten Tage nach seiner Ankunft, sich eines Einkaufs wegen in die Merceria wagte, ging zwei Schritte von ihm entfernt Frau Rechtsanwält Struve vorüber. Er wendete den Kopf zur Seite, und flehte sie innerlich an, sie möge ihn nicht erkennen. Er war in diesem Augenblick weit davon entfernt, sich an gewisse Zusammenkünfte mit dieser hübschen Dame zu erinnern, die nun ohne ihren Mann, originell und kokett angezogen, hier in Venedig flanierte. Lange hatte sie es offenbar nicht

ausgehalten am Gardasee. Nun, Gott sei gelobt, sie war vorüber . . .

Am liebsten war ihm Venedig am Abend, zuerst schon, als noch der Mond den kleinen Löwen, die allenthalben über der Tür oder in den Nischen sitzen, die schnurrbärtigen Gesichter erhellte, vollends aber, als die Nächte finster wurden, und die Stadt als ein ununterscheidbar verworrenes Ineinander von mächtigen Bauten und reglosen Wasserstraßen sich darstellte. Die vielen steilen, kleinen Brücken zumal wurden für Herrn Steingräber mit jedem nächtlichen Streifzug wunderlicher und reizvoller; sei es, daß er vom Gondelkissen zu ihnen aufschaute und schattenhafte Gestalten über sie weggleiten sah, hastige Nachtwanderer, die aus dem Dunkel einer Gasse hervoreilend sich plötzlich hoch hinaufgehoben zeigten, um alsbald jenseits zwischen den Steinen zu verschwinden; sei es, daß er, selber von Platz zu Platz und aus unbekanntem, engen Straßen in noch unbekanntere, engere hinschlendernd mit einem Male die Häuser auseinanderreten und im Laternenschein Brückentreppen emporführen sah. Nicht selten dann, daß angelehnt an die Balustrade, einen Fuß auf die unterste Stufe gestellt, die Gestalt einer Frau sichtbar wurde, mit bloßem Haar, den Fransenschal um

die Schultern, die, unbeweglich ganz und gar, auch beim Erscheinen eines Mannes kaum die Augen wendete.

„Nicht schlecht,“ dachte Herr Steingraber bei einer solchen Gelegenheit, „nicht ohne eine gewisse Würde, sympathischer jedenfalls als bei uns zu Lande. Übrigens möchte ich gerne wissen, wo man hier die tizianisch blonden Frauen zu suchen hat, ich sehe nichts anderes als braune und schwarze Haare.“ Er überschritt die Brücke und schaute zurück, allein die Frau hatte sich nicht nach ihm umgewendet. Er ging in die Gasse hinein. Mit einem Male taten sich die Mauern voneinander, leises Stimmengeräusch traf sein Ohr, und wie es ihm einige Male schon auf seinen Wanderungen durch Lorbögen, Galerien und enge Durchlässe ergangen war, sah er sich unvermittelt unter den Arkaden der Piazza San Marco, die im schwachen Schein ihrer Gaslaternen mattspiegelnd dalag, und wo zu der späten Stunde vereinzelt vor den Kaffeehäusern noch Gäste saßen.

Auch Herr Steingraber nahm Platz, ließ sich einen Becher Limonade kommen und blickte abwechselnd auf die Umrisse der alten Procurazien, die sich drüben unsicher zu erkennen gaben, und auf die Figuren der Mädchen im Hut und der

Mädchen im Schal, die sich langsam auf dem Marmorboden des Platzes vorüberbewegten.

„Bringen Sie mir noch etwas gestoßenen Zucker,“ rief er dem Kellner zu, auf Deutsch. — denn warum sollte man sich dieser gewandten Kreatur gegenüber, die ohne Zweifel sieben Sprachen verstand, eine solche Bequemlichkeit nicht gestatten.

„Sehr wohl.“

„Sie ärgern sich,“ sagte mit österreichischem Akzent ein Herr, der eben an seinem Tischchen Platz genommen hatte, „Sie ärgern sich, weil Ihnen die Flaggenstangen die Aussicht auf San Marco zerschneiden?“

Er schwieg einen Moment, wie abwartend.

„Das Dekorative ist immer ein Feind des Schönen,“ setzte er schließlich hinzu.

Herr Steingraber wandte langsam sein Gesicht herum.

„Ja,“ sagte er obenhin, und nichts weiter. Zu sich selber sprach er: „Nein, er sieht ganz passabel aus. Übrigens kann man die Kirche kaum erkennen und die Fahnenstangen nun vollends nicht.“

Auf dem Metallstühlchen zur andern Seite des kleinen Tisches saß ein Herr von vielleicht dreiunddreißig Jahren, dessen ein wenig zu fettes Gesicht starke Augenbrauen aufwies, einen bürstenartig

geschnittenen Schnurrbart und eine Nase, die, ohne eigentlich gekrümmt zu sein, unterhalb der Mitte plötzlich in scharfem Winkel abbog. Dies verlieh der Nase eine ernsthafte Ähnlichkeit mit einem Geierschnabel und den Zügen des Herrn ein Gepräge von Stolz und Wagemut. Sein Kinn freilich war unsicher gebildet und klein und trat von der Unterlippe aus fast unmittelbar zurück; für den Direktor war diese Einzelheit übrigens im Augenblick kaum zu erkennen. Dagegen sah er, daß der Fremde in einem ruhigen Anzug von dunkelblauem Stoffe dasaß, daß er einen niedrigen, englischen Kragen trug und als Krawatte ein breites, dick geknüpftes Band von gestrickter Seide. Auf einem freien Stuhl lagen ein hellgrauer weicher Filzhut und ein Paar brauner, wildlederner Handschuhe.

„Seit zehn Tagen habe ich bei Gott mit keinem Menschen gesprochen außer mit dem Barbier und mit meiner Frau Benasseni . . .“ Der Direktor neigte sich ein wenig vor.

„Sind Sie wirklich so ganz dieser Meinung?“ fragte er. „Ich möchte denken, es gäbe hier in Venedig Beispiele vom Gegenteil. Man erstrebte das Dekorative, und es wurde etwas Schönes daraus, nicht?“

„Sie haben recht,“ rief der fremde Herr mit

deutlicher Freude, „Sie haben ganz recht. Wie man so manchmal daherredet! Ich hätte bloß an San Marco selber denken müssen. Da ist ja Gold und Marmor zusammengehäuft in allen erdenklichen Stilen, und für wen, no, für wen? Für die fremden Gesandten, die zum Dogen herfahren. Die sollten gleich einen ordentlichen Begriff von Venedig bekommen und recht klein werden!“

Herrn Steingraber kam die freudige Zustimmung des Herrn eigentlich überraschend, doch liebenswürdig war sie, kein Zweifel.

„Aber,“ rief jener nun, „ich merke jetzt erst, daß man überhaupt gar nichts mehr von San Marco sieht... Übrigens: von Sloze!“

„Er hat es eilig,“ dachte der Direktor, griff an den Hut und nannte seinen Namen.

„Erfreut. Ja, die Piazza ist schlecht beleuchtet, man rechnet mit dem Mondschein. Praktische Romantik, haha. Ich habe nur einmal ordentliches Licht hier gesehen: Fackellicht, taghell, das war wundervoll, sage ich Ihnen.“

Er machte wieder eine Pause, wie um der Frage Raum zu geben, bei welcher Gelegenheit er diesen Eindruck davongetragen habe.

„... das war voriges Jahr bei der Grundstein-

legung zum neuen Campanile, ja, jetzt stehen schon mehr als sechs Meter. Der Hof war da, die Königin, eine schöne Frau die Königin, — der König, ganz kleiner Herr, und hinter ihm her seine Offiziere, einer kleiner wie der andere, komischer Anblick, besonders für jemand, der deutsches Militär kennt, — Sie sind Berliner?“

„Ja,“ entgegnete der Direktor, und vielleicht weil die Stimmen verstorbener Erzieher ihn zur Besitzung mahnten, fügte er auch seinerseits eine Frage hinzu.

Es stellte sich heraus, daß Herr von Slozek österreichischer Offizier gewesen war, daß er zuletzt als Oberleutnant der Artillerie angehört und vor nunmehr zwei Jahren seinen Abschied genommen hatte.

„Artillerist?“ sagte Herr Steingraber. „In Wien? Da kennen Sie natürlich . . .“

„In Graz,“ sagte Herr von Slozek, „Hübsche Stadt, Graz.“

Aber der Direktor, der nun eine förmliche Lust zum Plaudern verspürte, nannte die Namen einiger Grazer Familien, zu denen er in Beziehungen getreten war, die eines Bankiers, die eines Gerichtspräsidenten. „Dort sind reizende Töchter im Haus, Herr Oberleutnant.“

„Ich habe wenig verkehrt, gerade damals, aus Gründen . . . aber Sie werden lachen! Was halten Sie von melancholischen Offizieren? Schließlich habe ich meinen Abschied deswegen genommen, um es nur zu gestehen! Ich brauche Ihnen bloß zu sagen, daß ich von mütterlicher Seite her mit Lenau verwandt bin,“ schloß er mit einem weltmännischen Lachen. Dann aber, wie jemand, der von einer voreiligen Vertraulichkeit ablenken will: „Was halten Sie von der jungen Dame da? Nein, dort . . . schöner Gang, wie?“

„Ich vermisse immer noch die lizianisch Rotblonden,“ antwortete Herr Steingraber und gab sein Zigarettenetui hinüber.

„Oh, danke. Übrigens, die Kellner gähnen schon laut . . .“

Sie standen zusammen auf, schritten langsam die Arkaden hinunter und durch den Ausgang unter dem Atrio.

„Die Lizianroten sind nicht ausgestorben,“ sagte Herr von Glozeß, „sie sind nur selten natürlich, selten.“

„Warum sind sie denn so selten geworden? Hier auf den Inseln . . .“

„Nicht geworden. Sie waren schon damals eine Rarität, ganz sicher, und wahrscheinlich haben sich

die Kokotten, die bei den Malern Modell saßen, alle nach den zwei, drei echten Exemplaren gefärbt. Helles Haar ist ja das Höchste hierzulande. Sie müssen, um allerhand zu erleben, nur einmal mit einer blonden Frau in Italien reisen . . .“

„Übrigens,“ rief er und blieb vor einem schreiend gelben Plakat stehen, das gerade unter einer Ecklaterne eine riesenhafte, fensterlose Mauer verunzierte, „da haben Sie ja, was Sie suchen! Die Villani singt in der ‚Norma‘, das ist die schönste Rotblonde, die Sie sehen können, echte Venezianerin, garantiert. Ich gehe bestimmt hin.“

Und mit einer flinken, anmutigen Bewegung, wie befeuert von einem plötzlichen Einfall, wandte er sich herum. „Kommen Sie doch mit!“ sagte er munter.

„Ja . . .“, sagte Herr Steingräber zögernd.

Aber der Offizier faßte ihn leicht am Arm. „No was, seien Sie nicht so preußisch steif! Wirklich, ich garantiere Ihnen eine first rate rotblonde beauté.“

„Eine first rate — rotblonde — beauté“ dachte Herr Steingräber etwas ironisch.

„Und dann überhaupt, wenn Sie das Genice-Theater noch nicht kennen! Ich war gut und gern meine fünfzigmal drin, und immer begeistert es mich wieder, wie man da schon anfährt! Die

Freitreppe vom Vestibül herunter geht direkt in den Kanal, Sie legen mit der Gondel an, vor Ihnen und hinter Ihnen kommen Gondeln mit den schönsten Frauen: großes Décolleté unterm Pelz. Dieses süße, fette Venezianer Fleisch . . .“

„Die Melancholie scheint sich immerhin gebessert zu haben in der Familie — seit Venau!“ stellte Herr Steingraber bei sich fest. Allein das Bild der farbig belebten Theatertreppe, die zum Wasser hinunterführt, war unstreitig nicht ohne Reiz, und man trennte sich mit der Verabredung, am folgenden Abend kurz nach acht Uhr wieder zusammenzutreffen.

Am Morgen war Herr Steingraber verdrießlich. Er ging nicht aus dem Haus, ließ sich um Mittag ein Gabelbrühstück besorgen, das miserabel ausfiel, und lief im übrigen brummend von einer Ecke zur andern.

Gut, er war nun also hier in Venedig, völlig befreit von den Geschäften seines Alltags, durch nichts verhindert, sich gefangennehmen und umwandeln zu lassen. Wie aber verbrachte er seine Tage? Oh, nicht eben ganz schlecht, nicht völlig schlecht; etwas Besonderes aber kam nicht zustande. Er ging und fuhr ja mit Vergnügen spazieren

durch unberühmte Gassen und Kanälchen, er machte ein paar Ausflüge in die Lagune hinaus, nach Burano, nach Chioggia, er las einiges, er schlief gut und lange; nichts jedoch stellte sich bei all dem Zeitvertreib ein, was auf eine Veränderung des Geinüts, auf eine, wie Herrn Steingräbers Ausdruck hieß, Erweiterung seiner Seele hingedeutet hätte. Es gab wahrhaftig Tage, an denen er der Versuchung schwer widerstand, aus Berlin sich die für ihn eingelaufene Post nachsenden zu lassen und gleichzeitig von seinem Vertreter einen Bericht zu erbitten; es passierte ihm, daß eine Art von Verlangen ihn ergriff nach seinem mit soliden Möbeln ausgestatteten Privatbureau, darin er mit höflichen Herren angenehme geschäftliche Verhandlungen zu führen pflegte . . .

Am meisten aber ärgerte, ja bedrückte den Direktor die Wahrnehmung, die er nun heute an sich machte: er wartete mit Ungeduld auf das abendliche Zusammensein mit dem Oberleutnant, — mit Ungeduld, obgleich er sich doch fast grollte für die etwas disziplínlose Bereitwilligkeit, mit der er sich dem fremden Menschen angeschlossen hatte.

Ein böses Zeichen . . . ein sehr böses Zeichen, dachte er auf seiner Wanderung durch das Zimmer, und einmal sprach er es sogar laut aus. Jedoch

das verhinderte nicht, daß er schon am frühen Nachmittag immer häufiger die Uhr hervorzog . . .

Schließlich, es war gegen vier, machte er sich fertig, stieg die Treppe hinunter und ging davon in der Richtung gegen San Marco. Er bog um die nächste Ecke und sah sich plötzlich Auge in Auge mit dem Oberleutnant, der mitten in der Gasse stand, breitbeinig und die Hände auf seinen Stock gestützt . . . Herr Steingraber war überrascht, aber noch mehr erfreut, und da auch Herr von Slozel durchaus glücklich schien über den Zufall, spazierten sie zusammen weiter.

Als sie plaudernd in die Nähe der Kirche von Santa Maria Formosa kamen, erklärte Herr Steingraber, dies sei eine hübsche Gelegenheit zu einem Besuch bei seiner liebsten Venezianer Freundin, der heiligen Barbara, die ja hier wohne. Sie traten ein, und der Direktor fand seine Freundin ebenso frisch und ebenso achtzehnjährig wieder, wie er sie ein Jahrzehnt zuvor auf einer tollen Fahrt mit seinem nun toten Freund zum ersten Mal erblickt hatte, und wie er sie — bei diesem Gedanken verweilte er und sprach ihn auch aus — noch bei seinem letzten Besuch in Venedig als alter Herr vielleicht wieder antreffen würde . . . nun ja.

Slozeß schwieg aufmerksam, und sie verließen die Kirche. Aber als sie dann, ein paar Gassen weiter, beim Colleoni eine Gruppe häßlich gekleideter Reisender stehen sahen, die unverwandt von der verkehrtesten Stelle zu dem Reiterbild emporstarrten und törichte Ausrufe vernehmen ließen, da sagte Herr Steingraber:

„Eigentlich . . . wie ist es möglich, wie bringt man es fertig, als Fremder unbefangen hier herumzugehen, mit Gedanken, von denen man wissen muß, daß jeder Fremde vorher sie auch gehabt hat, — mit genau denen?“

„No ja,“ bemerkte Herr von Slozeß tastend, „ist das schließlich nicht das Natürlichste . . .“

„Das Natürlichste ist es freilich, lieber Herr Oberleutnant, aber doch erschreckend. Es kann ja hingehen, wenn sich die Leute zu Hause aufführen wie alle Welt, wenn sich dort keiner vom andern ein bißchen unterscheidet, aber hier, hier in einer so veränderten, so einzigen Umgebung! Sehen Sie, Herr von Slozeß, wenn ich im Wald einem Eichkätzchen begegne, das an seinem Baum hinaufhüpft, dann sehe ich gerne hin und weiß doch, daß es die gleichen Kletterzüge und Sprünge machen wird, wie sein Urgroßvater vor hundert Jahren und wie alle, die seitdem im Walde daher-

geturnt sind, ich weiß, daß es ein Unsinn wäre, von einem Eichhörnchen-Individuum zu reden, und daß meines im Grunde noch das gleiche ist wie das vor hundert Jahren. Aber all diese Leute da in den Kirchen von Venedig und Florenz und Rom, vor den Denkmälern, den Bildern und den schiefen Thürmen, — daß sich die wirklich nur durch den Westenschnitt von denen unterscheiden sollen, die hundert Jahre früher in Leipzig oder in London herumgelaufen sind . . .!“

Sie riefen eine Gondel an und waren bald im großen Kanal. Herr von Slozeß hielt von der Seite her seine Augen aufmerksam auf den Direktor gerichtet; die Bildung seines weichlichen Kinns hatte unbedingt an Bestimmtheit gewonnen.

„Da, sehen Sie, Herr Direktor,“ sagte er plötzlich und deutete mit leichter Bewegung auf eine größere Barke, die neben ihnen herglitt, dicht besetzt mit einer vielköpfigen britischen Familie vom niederschlagendsten Aspekt. Man befand sich der Piazzetta gegenüber. Eine hochaufgeschossene Tochter, deren Kopf von einem auffallend kleinen Hütchen etwas lächerlich bekrönt war, las, der schon beginnenden Dämmerung trotzend, mit gleichmäßiger Stimme aus ihrem Handbuch vor, und jedes ihrer eindringlichen Worte war deutlich zu hören. „At left,“ las

sie, „between the Libreria and the Royal Garden you remark the old Zecca or Mint“, und bei jedem Namen drehten sich alle Köpfe taktmäßig in der bezeichneten Richtung.

„Am unbegreiflichsten“, bemerkte Herr von Slozeß mit Energie, „sind eigentlich die Gondoliere dort im Kanal, die immerfort an den Palästen in die Höhe deuten und die Namen nennen, immer mit der gleichen Geste und immer mit der gleichen, geübt zärtlichen Stimme! Wahrscheinlich haben sie die Bewegung und den Tonfall schon vom Vater und vom Urgroßvater geerbt. Ja, eigentlich“ — und hier erhob er seine Stimme ein wenig und sprach langsamer — „eigentlich ist es immer der gleiche Gondolier.“

Er beobachtete den Direktor gespannt. Das Experiment schien völlig gelungen.

„Ah ja,“ sagte Herr Steingraber, „der gleiche Gondolier, gut...“

Herr von Slozeß lächelte befriedigt. „Aber schließlich,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „geht es uns nicht allen so? Der Küster vor unserer heiligen Barbara, der immer den gleichen grünen Vorhang zur Seite zieht, oder ein deutscher Bauer, der jahraus, jahrein seine Feldarbeit macht...“

„Wahr,“ sagte der Direktor. „Es geht uns allen so, Sie haben recht . . .“

„Sie sind Industrieller,“ fragte Herr von Slozeß unvermittelt, — und Herr Steingraber, vielleicht wiederum den Stimmen verstorbener Erzieher folgend, oder auch weil seiner Meinung nach ein Mann von der Geistesart des Herrn von Slozeß Ansprüche machen durfte, gab Aufschluß über seine Tätigkeit.

„Nicht ganz am Platz diese Frage, gerade jetzt,“ meinte er immerhin zu sich selbst, „nun, der Mann ist ein bißchen verwildert.“ Und aus seinem Gedankengang heraus fügte er hinzu: „Ja, Sie haben es da gut, Herr von Slozeß, Sie reisen, Sie fliegen, Sie sind ganz frei . . .“

„Wir sind alle eng gefesselt,“ erwiderte der Oberleutnant mit einer wiederum dunklen und gepreßten Stimme.

Man nahm irgendwo in der Eile eine kleine Mahlzeit, besaß von neuem die Gondel und landete vor La Fenice. Treppe und Vestibül waren schon leer. In brausenden Stößen drang die Musik heraus.

Während des zweiten Zwischenaktes, als sie sich unterhielten, erschien mit einer Art von Laufschrift in der Reihe vor ihnen, wo einige Plätze

leer waren, ein kleiner, dunkelhaariger Mann mit feurigen Augen, tat seiner Eile plötzlich Einhalt und schüttelte dem Oberleutnant mit Enthusiasmus die Hand.

„Ja, das ist reizend, sind Sie auch herinnen, Slozeß, die Billani anschauen, das ist gescheit . . . Eine Stimme, eine Stimme, so das gewisse Streichelnde — oh Pardon, Sie sind in Gesellschaft . . .“

Herr von Slozeß stellte vor.

„Hocherfreut! Hat Sie der Slozeß hereingeführt? Ja, auf dem feinen Rat kann man sich verlassen, der kennt sich aus, ob es ein Frauenzimmer ist oder ein Theater!“

Er sprach wie er ging, hastig und abrupt, übrigens mit stark ungarischer Färbung.

„Ja,“ sagte Herr Steingräber höflich, „ich bin Herrn von Slozeß sehr dankbar. Die Billani ist vorzüglich und auch die andern . . .“

„Ja, finden Sie? Auch die andern? Sie haben recht, nicht übel . . . obzwar das Starunwesen, das Starunwesen . . . Wo geht's denn Ihr nachher noch hin?“

Der Direktor hob den Kopf. Herr von Slozeß gab etwas zur Antwort.

„Nach Haus? Jetzt das ist originell! Aber das

Licht geht aus, man fangt wieder an! Ich empfehle mich, Herr Direktor! Rivederla, Slozeß, Adieu . . .“

Das Licht blieb vorderhand wie es war, und der Direktor, als er zufällig auf das Trittbrettchen am Boden niederblickte, sah, wie sich unter dem Lackleder von Herrn von Slozeßs linkem Halbschuh die Zehen nervös bewegten; ja bei einer besonders heftigen Bewegung des Fußes ließ sich, da der Schuh ein wenig hinuntergezogen wurde, deutlich erkennen, daß der elegante, dunkelblauseidene Strumpf an dieser Stelle ein Loch hatte.

Dieser kleine Mangel rührte den Direktor und stimmte ihn beinahe zärtlich. „Ja,“ dachte er, „die eleganten Leute ohne Frau, — mit den vielen Frauen, die keine Löcher zustopfen!“ Und er hatte Lust, bei sich selbst an der nämlichen Stelle nachzusehen.

„Haben Sie sich geärgert?“ fragte Herr von Slozeß mit einer seiner jugendlich raschen Kopfdrehungen. „Ich meine: wegen des ‚Jhr‘.“

„Wegen . . .? Aber ich bitte Sie!“

„Oh, ich könnte das sehr gut begreifen. Aber enfin: man muß diesen Ungarn schon etwas nachsehen. Immer noch ein bißchen Steppe, ein bißchen finnisch-ugrisch . . .“

Herr von Slozeß lachte sein angenehmes Lachen. Es wurde dunkel.

„Auf die Piazza? Wieder auf die Piazza, Herr Direktor? Wird das ewige Café Florian nicht schließlich ein bißchen fade? Wenn's Ihnen recht ist, machen wir die paar Schritte bis zum Campo San Bartolommeo. Da ist ein kleines Café, auch mit Tischen vor der Tür, man hat den netten, lustigen Goldoni gerade vor den Augen und ein ganz hübsches Leben und Treiben.“

Wirklich standen und wandelten, als sie dort ankamen, noch allerhand Paare und Gruppen umher; ein paar von den Mädchen zeigten feine, blasse Gesichter über ihrem schwarzen Schal, wenn sie im Lichtschein der Laterne vorbeikamen.

„Aber,“ sagte Herr von Slozek plötzlich wie erschrocken, „da habe ich vielleicht eine schöne Dummheit gemacht! Schleppe ich Sie mit hierher und weiß gar nicht, ob Sie am Ende hernach einen Riesentweg haben...“

Der Direktor bezeichnete seine Wohnung.

„Ah, das ist vernünftig, Sie reißen aus vor den Hochzeitspärchen! Und nun wollen Sie gewiß erfahren, wo ich wohne. Wenn ich Ihnen das nur sagen könnte...“

„Wieso, Herr von Slozek? Sie wohnen doch vermutlich irgendwo?“

„Vermutlich... haha, verzeihen Sie, daß ich ein

bisphen lache, Herr Direktor. Nein, ‚vermutlich‘
wohne ich gerade nirgends, aber zufällig wohne
ich heute Nacht doch irgendwo, — zufällig!“

„Wissen Sie,“ fuhr er in einem zugleich trockenen
und betrübten Tone fort, „die Sache ist die: ich bin
ein wenig anspruchsvoll in der Beziehung, ja.
Ich glaube, gut die Hälfte von allen Hotelzimmern,
die es in Venedig gibt, kenne ich aus eigenem Ge-
brauch. Ich brächte es wahrscheinlich nicht fertig,
mich so für die Dauer bei Frau Benasseni einzu-
quartieren, nein . . .“

Herr Steingraber sah überrascht auf. Er rief:
„Aber woher wissen Sie denn den Namen meiner
Quartierwirtin?“

„Nun bitt’ ich Sie,“ bemerkte Herr von Glozel
nach einem kleinen, erschrockenen Zögern — und er
brachte es wirklich zustande, daß seine Antwort wie
ein Vorwurf klang — „Sie haben ihn mir ja vor
drei Minuten selber genannt.“

„Ich . . .? Aber natürlich ist es so. Was für eine
blödsinnige Frage von mir! Verzeihen Sie.“

„Bitte,“ sagte Herr von Glozel, und in trü-
bem Tone fuhr er fort zu erzählen.

„Ja, es ist sonderbar mit mir, Herr Direktor,
es sind die Nerven — oder auch etwas mehr als
die Nerven. Sehen Sie, da komme ich also in

ein Hotel . . . Man gibt mir zwei große Zimmer im ersten Stock, ein bißchen teuer vielleicht, aber hübsch, — gut, es ist mir recht, und hoffentlich bringe ich es nun fertig, hier einmal länger als vierundzwanzig Stunden zu bleiben! Die Fenster gehen auf den Großen Kanal, die Möbel können passieren, es ist sogar eine ordentliche Chaiselongue da und ein tiefer Stuhl zum Lesen, gut und schön . . . Und des Abends um halb Zehn fängt nebenan ein Schwede an zu schnarchen, man erkennt die Schweden an ihrem Schnarchen, wissen Sie,“ — und Herr von Slozeß beugte sich vor, um seine Worte durch Gesten zu verstärken — „wissen Sie, er schnarcht impertinent, so ein ziehendes, fattes Schnarchen, das Ihnen Ihren Frieden zersägt und Sie in Gedanken zum Mörder werden läßt . . .“

„Aber . . . haha . . .“ Der Direktor lachte ganz leise.

„Ja, Sie lachen, Herr Direktor. Aber anderswo, wenn niemand schnarcht und nicht einmal eine Wasserleitung in der Nähe taftmäßig tropft, dann hat vielleicht die Tapete ein so verwirrend sinnloses Muster, daß es der reine Selbstmord ist, hinzublicken, — und doch müssen Sie hinblicken, Sie müssen sogar das abgedrehte elektrische Licht wieder andrehen, nur um hinzublicken!“

Er lehnte sich wie erschöpft tiefer in den Schatten zurück. Es war einen Augenblick lang still; auf dem Platze bewegte sich beinahe niemand mehr.

„Sie denken vielleicht, Herr Direktor, ich habe kein abgehärmtes Neurasthenikergesicht? Aber ich sage Ihnen, das täuscht. Augenblicklich wohne ich wieder einmal im Hôtel Britannia, wer weiß, ob das zwei Tage dauert . . . Vielleicht hängt dort in meiner Nähe irgendwo eine Wanduhr, und morgen kommt der Direktor auf die Idee, sie aufzuziehen! Dann ist es aus, — man kann sich ja nicht lächerlich machen und verlangen, eine drei Zimmer weit entfernte Uhr solle aufhören zu ticken. Und doch, gibt es denn etwas Gräßlicheres als das Ticken einer Wanduhr in stiller Nacht? Sie wissen, man hat hier früher eine Todesmarter für Sträflinge gehabt, die bestand darin, daß die Leute unter einer Traufe angefesselt wurden, und daß ihnen von fünf zu fünf Sekunden ein Wassertropfen auf den Schädel fiel . . . Alle wurden wahnsinnig . . . Wissen Sie das . . .?“

Einem schärfern Beobachter als Herrn Steingräber wäre es vielleicht aufgefallen, in welcher ungleichmäßiger Weise der Oberleutnant sich während seiner leidenschaftlichen Auseinandersetzungen des Gebärdenspiels bediente. Er hob wie flehend seine

Hände empor, ballte die Fäuste, öffnete sie wieder, um seine Finger demonstrierend zu spreizen, er zog, — zumal wenn sein Gesicht eben in den Lichtzirkel der Laterne kam, — seine Stirn kraus oder biß sich in die Lippen oder ließ an seinen Wangen unterhalb der Augen ein krampfhaftes Muskelspiel sichtbar werden . . . Doch plötzlich war es dann wieder mit all dem genug: sein Gesicht, im Schatten nun, trug eine verhältnismäßige Ruhe auch bei heftigen Worten, und die Hände lagen friedlich, eine über der andern, auf der Tischkante. Er bot, bis er sich dann wieder zu erinnern schien und von neuem begann, etwa ein Bild wie ein Sänger, der sich am Klavier selbst begleitet, plötzlich aber daran vergißt und ohne Begleitung weiter-singt.

Er schwieg, und wie er nun so da saß, in etwas müder Haltung und die Augen ohne Teilnahme auf einen entfernten Punkt gerichtet, sehr gepflegt, aber nicht mehr recht jung und ersichtlich, der Geiernase zum Trotz, matt und resigniert, da wurde der Direktor, im unbestimmten Gefühl, daß sie beide auf eine gewisse Art doch Kameraden seien, gerührt und zu ihm hingezogen, und er fing an, tröstende und freundschaftliche Worte in sich vorzubereiten. Im Grunde fand er es auch hübsch, hier

draußen so auf einmal einen fremden, merkwürdigen Menschen kennen zu lernen, vielleicht ziemlich genau kennen zu lernen, mit der Aussicht, ihn wohl nie wieder zu begegnen, mit der Möglichkeit demnach, sich auch selbst freier und ohne lästige Vorsicht darzustellen. Und Herr Steingraber machte sich bereit, etwas besonders Liebenswürdiges und womöglich Tröstendes zu erwidern...

Doch es zeigte sich, daß Herrn von Slozeß Gedanken die Enge der venezianischen Hotelzimmer bereits verlassen hatten. Er hob plötzlich die Hand ein wenig gegen das Goldonimonument, das in der Mitte des Platzes sich nur als eine dunkle Masse noch zu erkennen gab...

„Ruhm,“ sagte er mit bewegter Stimme, „Ruhm! Es ist doch wirklich recht lächerlich, allenthalben Standbilder von vergessenen Leuten aufzurichten.“

Der Direktor war erstaunt. „Oh — Goldoni, Herr Oberleutnant?“

Aber Herr von Slozeß eilte sprunghaft vorwärts...

„Ich bitte Sie, lieber Direktor, mir zu sagen, von wem die schöne Oper verfaßt ist, die wir heute abend zusammen gehört haben, ja ‚Norma‘, musikalisch voller Gedanken, und dazu, als Drama betrachtet, ein Muster des Tragischen, wie je-

mand gesagt hat, der sich auf dergleichen verstand . . .“

Er schien auf eine Frage zu warten, vielleicht um mit einiger Wirkung mitzuteilen, von wem die Äußerung stamme. Allein der Direktor versäumte zu fragen.

„Also Sie kennen den Komponisten nicht? Sie wissen es nicht? Sehen Sie! Ich werde es Ihnen sagen. Bellini heißt er, Bellini. Aber Sie werden es auch jetzt nicht behalten. Was ist der Ruhm! Oh über den Künstler, der . . .“ Hier unterbrach sich Herr von Slozeß mit einem Räuspern und begann den Satz von neuem: „Die Künstler machen sich lächerlich, wenn sie sich einbilden, sie werden mit ihren Werken weiterleben. Da ist es noch solider, Kinder von Fleisch und Blut zu machen, die nachher von Rechts wegen den Namen fortführen. Unsterblichkeit, ach!! Nun — was denken Sie,“ rief er mit plötzlicher Leidenschaft. „Was sagen Sie?“

„Dieser Oberleutnant ist ja ein Kind,“ dachte Herr Steingraber und gab etwas Verbindliches zur Antwort, ein empfindliches, heftiges Kind, dem es augenscheinlich nicht sehr gut geht im Innern . . . Unangenehm übrigens für mich, hier zu sitzen und dergleichen über ihn denken zu können, ohne daß er es merkt!“

Herr Steingräber fühlte vielleicht an diesem Abend zum ersten Mal eine Befriedigung von der Art, die er sich von dieser Reise erhofft hatte.

„Ganz leer,“ sprach Herr von Glozel und deutete auf den verödeten Platz. Aber dann lehnte er sich zurück, so daß sein Gesicht im Halbdunkel lag und begann von neuem zu sprechen.

Nein, — er gebe es zu, er habe sich vorhin von einer Mißstimmung hinreißen lassen, und er habe dem Künstler Unrecht getan. Wenn sich der Künstler auch vielleicht über die Unsterblichkeit seines Werkes täusche, über die sozusagen materielle Unsterblichkeit, so könne doch niemand wissen, in welcher geheimnisvoller Weise das neue und wahre Bild der Dinge, das er hervorgebracht, ins Unendliche weiter wirke, — ohne daß diese Wirkung vielleicht einen bewußten Abglanz in menschlichen Köpfen hervorbringe.

Ja, und dann: war der Künstler denn nicht der Einzige, der sich der Enge des Daseins entzog, jener Begrenztheit, die sonst auf den besten Geistern so schwer lastet als ein immerwährender Gram...

Hier sprach Herr von Glozel sehr langsam. „Ja,“ fügte er hinzu, „die Kunst ist die große Bresche im Gefüge der Kausalität.“

„Ist das nicht vielleicht Unsinn?“ begann Herr Steingraber zu überlegen, „eine Bresche in der Kausalität . . .?“ Doch ihm war keine Zeit gelassen.

„Es ist doch schön,“ Herr von Glozel sprach mit nachdrücklicher Wärme, „daß es ein Wort gibt wie Unsterblichkeit! Und noch schöner ist es, einem Menschen zu begegnen, dem gegenüber man es aussprechen, zu dem man auch über etwas Besseres reden kann als über das sogenannte Leben! Der Tod, der Tod, ist ja die große Linse, die heimlich — heimlich doch alle Blicke in sich zieht!“

„Wahr“, sagte Herr Steingraber. Aber dabei beschäftigte ihn halb wider Willen die Frage, warum der Oberleutnant plötzlich wieder, wie es ihm öfters passiert war, aufgehört hatte im österreichischen Tonfall zu reden . . .

Herr von Glozel, der aus seiner Dunkelheit hervor jeden Zug in des Direktors Gesicht zu erkennen vermochte, deutete sich die kleine Störung vielleicht richtig aus, — jedenfalls fand er sich schon im nächsten Satz zu einem völlig wienerischen Tonfall zurück.

Nachdem er tief, aber lautlos Atem geholt hatte, fing er zu sprechen an, eindringlich, rasch, abrupt, ohne allzubiel Ordnung in dem, was er vorbrachte, mit augenscheinlicher Leidenschaft, wie ein Jüng-

ling, der sich das Herz entlädt. Und einem anfänglichen leichten Widerstreben zum Trotz fanden seine Worte bald Widerhall bei Herrn Steingräber, sie ergriffen ihn, ausgesprochen von diesem fremden Mann, zu nächstlicher Stunde auf einem verödeten Platze in Venedig . . . Herr Steingräber saß gesenkten Blickes da, und bei einzelnen Sätzen des Oberleutnants nickte er langsam mit dem Kopfe.

Herr von Glozel sprach. Er sprach wie einer, der hoffnungslos an den Rätseln des Daseins leidet, von der großen Ziellosigkeit allen Lebens. Er versäumte nicht, das Infusorium zu erwähnen, dessen großes Problem es sei, die Reise im Wassertropfen nach rechtshin oder nach linkshin zu unternehmen, noch die mit unbegreiflicher Mannigfaltigkeit bemalten Muscheln, die das Meer fortwährend millionenfach an den Strand wirft; und er stellte die unerklärte Existenz des Menschen mit dem Dasein dieser so wenig bedeutenden Geschöpfe zusammen . . .

Was waren wir? Wozu waren wir da? Welche unfreundliche Macht nötigte uns, gegen den Widerstand der äußeren Umstände, der körperlichen Gebrechen und der bösen Triebe mit schwerer Arbeit uns von einem Tag auf den andern

zu erhalten, nur um morgen wieder auf die gleiche Art zu beginnen? Und das alles zudem mit jener finsternen Aussicht vor den Augen . . .

Herr von Glozet erwähnte hier das „Land, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt“. Aber als er an dieser Stelle seinen Zuhörer eine Kopfbewegung vollführen sah, die als zustimmend nicht gedeutet werden konnte — vielmehr war es eine Bewegung, ähnlich der eines Pferdes, das die Bremsen wegscheuchen will —, fügte er eilends hinzu: „Wie tut es wohl, für solche fremden, ungreifbaren Dinge die Worte unserer Großen vorzufinden!“ Und während seine Blicke klar und hart auf Herrn Steingräbers geneigtes Gesicht gerichtet blieben, fuhr er fort, mit weicher, umschleierter Stimme in die Nacht hinein zu sprechen.

Es erschienen in seiner Rede die Sterne, die längst schon erloschen sind, wenn endlich ihr Licht uns Irdische erreicht . . . Es erschienen die wilden Tiere, die rätselhaft in den Wäldern sterben, ohne daß eine Spur von ihnen zurückbleibt . . . Von allen Seiten aber und oftmals völlig unvermittelt kehrte der trauervolle Gedanke wieder an unsere persönliche Enge, an die vom Schicksal uns aufgezwungene Gleichgültigkeit gegenüber den zahllosen Erscheinungen des geheimnisreichen Daseins, an unsere

arinselige Konzentriertheit auf einen kleinen, praktischen Bezirk . . .

Es war bei Gott drei Uhr, als sie aufbrachen. Das Café hinter ihnen war längst geschlossen, und in den Gassen zeigte sich keine Seele.

„Nein, ich begleite Sie,“ sagte Herr von Slozet. „Der Spaziergang wird mir gut tun, ich bin ein bißchen . . . sagen wir: bewegt.“ Und er lachte geniert. Dann schwiegen sie beide, vielleicht aus verschiedenen Gründen. Was Herrn Steingraber anbetrifft, so war er bewegt. Sie überschritten die Rialtostraße.

Auch hier begegnete ihnen kein Mensch. Nur ganz unten auf der letzten jenseitigen Stufe, im Schatten eines der Verkaufsläden, erblickte Herr Steingraber ein Mädchen, ein großes, starkgebautes Geschöpf, das, den warmen Fransenschal um die Schultern und um die Brust, wer weiß wie viele Stunden schon unbeweglich hier gewartet haben mochte . . .

„Ob auch sie nicht nach uns hinsieht?“ Und Herr Steingraber drehte sich um. Der Schein der Brückenlaterne fiel auf ihre Züge und auf die des Oberleutnants, der einen Schritt zurückgeblieben war . . . Die beiden tauschten eben einen Blick aus und ein ganz flüchtiges Lächeln.

„Sieh da,“ Herr Steingraber hatte sich wieder

geradeaus gewendet, „eine zarte Beziehung! Ein Mädchen, das an den Brücken wartet!“

„Wir Menschen sind seltsam konstruirt,“ sprach Herr von Slozeß, der nun wieder an seiner Seite herschritt, „es ist vieles in uns nebeneinander!“ Und er lachte schüchtern und kindlich.

Als sie aber an der ungeheueren, finsternen Backsteinmauer der Gravikirche vorüberkamen, blieb er stehen, erfaßte Herrn Steingräbers Hand und rief, wie jemand, der seine Empfindungen nicht länger mehr zu beherrschen imstande ist, mit innigem, ja dringlichem Tonfall: „Ich bin so froh, Sie kennen gelernt zu haben, mein lieber Herr Direktor!“

Und Herr Steingraber, in empfänglicher Verfassung ohnehin, und vollends gerührt durch diesen Ausbruch eines einfachen Gefühls, erwiderte mit herzlichen Worten, ohne etwa für die riesenhaft bedrohlichen Schattenbilder ein Auge zu haben, die von der gebuckelten Nase des Herrn von Slozeß an der schwach erhellten Kirchenmauer hervorgerufen wurden.

Der Oberleutnant brachte ihn bis an sein Haus.

Um andern Morgen trafen sich die Herren verabredeter Maßen zum zweiten Frühstück. Der übernächste Nachmittag sah sie auf San Michele, der Friedhofsinsel.

Herr von Slozeß hatte das lebhafteste Verlangen ausgedrückt, wieder einmal einem venezianischen Leichenbegängnis beizuwohnen. Am Landungsplatz von San Michele würde man warten, bis ein Kondukt schwarzer Barken erschiene, aus deren vorderster verhüllte Träger den schwarzen Scharin heraushöben . . . Es verging eine lange Zeit, ohne daß sich ein Leichenzug gezeigt hätte, und Herr von Slozeß füllte einen Teil dieser Zeit mit allgemeinen und melancholischen Betrachtungen aus. Schließlich erfuhren sie bei dem Wächter, daß in Venedig nur am Morgen Tote zur Ruhe bestattet würden.

Im Gegensatz zu dem Oberleutnant, der große Enttäuschung merken ließ, war Herr Steingraber trotzdem nicht unzufrieden mit der unternommenen Fahrt, und vollends geriet er in Entzücken, wie ihnen dann, bei der Rückkehr, Venedig im milden Licht und in den tiefen Farben eines warmen Herbstabends mit seiner vollkommensten Schönheit aus der Lagune entgegenstieg.

Als er sich, in einem Moment, da der Eindruck ihm besonders rein und mächtig schien, zu seinem Begleiter hinwandte, um sein Entzücken zu äußern, sah er diesen ganz ohne Theilnahme dastehen, seine Taschenuhr in der Hand, die er mit einem ärger-

lichen und gewissermaßen ängstlichen Ausdruck betrachtete.

„Diese Gondoliere!“ sagte er verwirrt, als er Herrn Steingräbers Blick bemerkte. „Wie die Schnecken!“

„Aber was haben Sie denn?“ sagte der Direktor lachend. „Sehen Sie doch dorthin . . .!“

„Ja, das hat Größe.“ Herr von Slozek antwortete mit nicht völlig freier Stimme.

Gerade vor ihnen öffnete sich die von einer müßigen, bunten Menge heiter belebte Piazzetta und ließ zwischen den Säulen am Molo hindurch den Blick frei auf die Kathedrale und auf den Eingang zur Merceria; dort hinten leuchtete es warm von Bronze und von undeutlichen Malereien auf Goldgrund. Zur Rechten bot, phantastisch zugleich und streng in seinen Formen, der Dogenpalast zwei seiner unvergleichlichen Fronten ihnen dar, und jede der hundert Säulen ließ sich beim letzten Licht noch in all ihrer Zierlichkeit erkennen. Die durchsichtige Luft war von einer schimmernden, zarten Röte; linkshin nur, über der mächtig gewölbten Kuppel von Santa Maria della Salute brannte der Himmel mit tiefen Bluten.

Der Gondelführer hatte seine Bewegungen verlangsamt, um den Fremden Zeit zu lassen; nun

tat er einen Schritt vorwärts auf dem Schiffsschnabel, näherte sich so seinen Passagieren, beugte sich über Herrn von Skozek, der ihm zunächst saß, und begann, ausgestreckten Armes, mit plötzlichem Enthusiasmus irgend etwas Selbstverständliches zu erklären.

Hier aber wurde es Herrn von Skozek unmöglich, länger an sich zu halten . . .

„So fahr doch zu, Dummkopf!“ schrie er mit gutem venezianischen Akzent. Worauf sich der eingeschüchterte Gondolier verstummt mit beiden Armen in sein Ruder legte.

„Schade,“ sagte Herr Steingraber, der nicht verstanden hatte, „warum kann er nicht langsam fahren und dabei den Mund halten?“

Sie fuhren, in geringer Entfernung vom Ufer, am Hotel Britannia vorüber.

„Nun, Herr Oberleutnant, wohnen Sie noch hier drin?“

„Leider nein,“ erwiderte Herr von Skozek mit traurigem Lächeln, „heute früh um acht bin ich ausgezogen.“

„Aber was war da nun wieder?“ rief Herr Steingraber beinahe erschrocken. Er hatte leichtthin und fast im Scherz gefragt.

„Ja . . . neben mir im Zimmer wohnte eine alte

Dame. Sie sehen mich fragend an, lieber Direktor? Ach, Sie Glücklicher wissen nicht, was es heißt, eine alte Dame im Zimmer neben sich zu haben. Um acht Uhr früh bin ich ausgezogen, meine Sachen stehen beim Expediteur.“

„Aber heute Nacht . . .?“ Der Stimme des Direktors war das Mitleid anzuhören.

Der Oberleutnant zuckte die Achseln. „Sagen Sie: morgen früh! Ich bin ja ein rechter Nachtschwärmer . . . Nun, es gibt schließlich Hotels genug, in denen man auch um drei, vier Uhr noch ein Bett findet.“

„Ja aber . . .“

Doch Herr von Glezeß fuhr mit unbeirrter Stimme fort. „Bloß — da habe ich dann etwas Merkwürdiges, nein . . . Es ist nicht besonders ehrenvoll, darüber zu reden . . . Eine wahre Bettangst, das ist's. Ich fürchte mich, merken Sie wohl: ich fürchte mich, irgendwo in einem stillen Haus mit dem halbangekleideten Hausknecht die Stiege hinaufzugehen in ein unbehagliches steifes Zimmer und mich da hinzulegen . . . Es ist eine Angst allein zu sein.“

„Eine nervöse Sache.“

„Ja, — und werden Sie mir glauben, daß zum Beispiel drei Viertel von allen meinen Dummheiten

mit Frauen keine andere Ursache haben als eben diese ‚nervöse Sache‘? Sie wissen selbst, daß die sogenannten ‚Abenteurer‘ alles andere sind, nur nicht amüſant. Aber was wollen Sie: unsere Schwächen regieren unser Leben . . . Meinen Sie denn, ich hätte jemals eine Karte angerührt, wären nicht solche bösen Mächte zu vertreiben? Das Spiel läßt mich ganz kalt, ne me dit rien, es degoutiert mich nicht ſelten . . . und doch, was habe ich hier in Venedig schon Karten gedreht! Aber das Monſtröſe iſt,“ fügte er mit Nachdruck hinzu, „ich gewinne eigentlich immer.“

„Nicht ſo unangenehm,“ ſagte Herr Steingräber.

„Das kommt auf die Umstände an! Sie erinnern ſich an den kleinen Galap, vorgestern in der Fenice. Es iſt eine wirkliche Schande, was ich dem ſeit zwei Monaten abgenommen habe. Übrigens — er iſt ein Narr, il s'emballe. Troßdem fängt es an, mich zu genießen . . .

„Freilich“, er ſchlug den Blick auf, „ich verdanke den ſchlafloſen Nächten ja auch manches Gute . . . der vorgestrigen zum Beiſpiel,“ fügte er hinzu, erhob ſich und ließ mit einer liebenſwürdigen Geſte dem Direktor den Vortritt, denn die Gondel hatte vor dem Gaſthof angelegt, in deſſen Reſtaurant ſie ſpeiſen wollten.

Herr Steingraber schob seinen Arm in den des Offiziers. „Wir lassen uns irgendwo in einem Seitenraum servieren, wie?“ fragte er, während sie auf dem roten Teppich des langen Vestibüls ins Haus hineingingen. „Vermutlich wäre es Ihnen auch nicht lieb, wenn uns irgendein Bekannter von mir drei Stunden lang mit Augen und Patentgeschichten unterhielte?“

„Nein, es ist mir ganz recht neben draußen,“ sagte Herr von Glozel, schien aber die kleinere Tür, die der Kellner bereits vor ihnen öffnete, nicht zu bemerken, sondern überschritt so rasch, daß der Direktor ihm eben nur folgen konnte, die Schwelle des Speisesaals.

„Unangenehm eigentlich, man ist nicht angezogen.“ Herr Steingraber sah über die vielen Tische hin, die von Herren im Frack und von Damen in ausgeschnittenen Kleidern besetzt waren. Ein einziger brauner Straßenanzug nur war zu bemerken; er gehörte einem dunkelblonden Herrn, der allein vor seinen Tellern saß.

Doch dieser Herr hörte auf zu essen... Er stemmte, offenbar in höchstem Erstaunen, beide Hände gegen die Tischplatte und beugte sich dabei zurück. Dann aber sprang er auf, stieß seinen Stuhl fort und hatte plötzlich Herrn von Glozel, der seinerseits

mit einem frohen Ausruf stehen geblieben war, an den Händen erfaßt. Sie tauschten überraschte und sehr herzliche Grüße aus . . .

„Ihn also hat das Schicksal ereilt,“ dachte Herr Steingraber, „es scheint ihn aber nicht böse zu machen.“ Und er betrachtete den Fremden.

Es war dem Anschein nach ein Mann Ende der zwanziger Jahre, auffällig groß von Gestalt und sehr schlank, mit einem schmal geschnittenen Gesicht, das keine Spur von Bart aufwies, und dem sogar die Augenbrauen völlig fehlten. Das dunkelblonde Haupthaar lag glatt an über der hohen, ganz schmalen Stirn, ließ aber, so dünn war es, bei der starken Beleuchtung des Saales die Kopfhaut deutlich durchschimmern. Über seinem dunkelbraunen Sakkoanzug trug der junge Mensch eine lange, dünne, goldene Uhrkette, sie war um seinen Hals geschlungen und fiel bis zur Gegend des Magens hinab.

„Aber das ist doch ein Wunder, das ist doch mehr als ein Wunder, sagen Sie selbst!“ rief er, nachdem Herr Steingraber mit ihm bekannt gemacht worden war. „Borgestern reise ich von Riga ab und steige in Warschau in den Expres, vor einer halben Stunde komme ich hier in das Hotel, ich lasse mir nicht die Zeit mich umzukleiden, fange

eben an meine Suppe zu essen . . . der erste Mensch, der zur Tür hereinkommt, muß mein Freund von Slozel sein. Merkwürdig, nein merkwürdig!“

Er sprach mit stark baltischem Akzent. Als man dann, angenehm untergebracht in einem Kolett hergerichteten Nebenzimmerchen, mit den ersten Gängen des Soupers fertig geworden war, erzählte er in dieser weichlich rollenden, ein wenig selbstgefälligen Sprechweise mit liebenwürdiger Frivolität sogleich eine kleine Geschichte . . . Er hatte heute im Zug unmittelbar hinter Wien eine amerikanische Dame kennen gelernt, eine ganz bewundernswert hübsche amerikanische Dame, ja und für Freundlichkeiten nicht ohne Sinn. Man war sich nahe gekommen während der langen Fahrt, niemand hatte das angenehme Beieinander gestört, die süßesten Ergebnisse schienen bereits gesichert . . .

„Was aber passiert da,“ sagte der Balte aufgeregt, „ja was passiert? Sie nimmt plötzlich ihre Tasche, sie grüßt und geht. Wissen Sie aber auch, wo das war! Nun, soll ich es Ihnen sagen, Herr Direktor? Dir, Slozel? In Pontafel war es . . . Gott strafe mich, es ist dort nichts als ein österreichisches Zollhaus!“

Und Doktor Paulsen nimmt ein Monocle aus

der Tasche, klemmt es ein und beginnt mit dem Ausdruck starren Erstaunens die beiden Herren, einen nach dem andern, stumm und hilflos anzuschauen. Das wirkt sehr komisch und die beiden Herren lachen . . .

„Vielleicht, Paulsien, hat sie Landesverbot in Italien?“

„Wirklich, Herr Doktor, am Ende war es eine internationale Diebin, und sie wartet in Pontafel auf den Wiener D-Zug, um zurückzufahren!“

„Wie nahe hat sie denn bei dir gefessen? Auf deinem Schoß? Sieh nur einmal nach deinem Portefeuille!“

Und Doktor Paulsien faßt erschreckt nach seiner linken Brusttasche und nimmt, als er es noch an seinem Platze findet, das kostbare Behältnis sogar heraus, um in fast übertriebener Sorge, sein Geld nachzuzählen. Ein ganzes Bündel Scheine wird sichtbar.

„Oho,“ sagt Herr von Slozeß, „alles Gage vom Magistrat? Nicht übel.“

Und mit ein paar geflüsterten Worten klärt er den Direktor darüber auf, daß sein junger baltischer Freund bei der Rigaer Stadtverwaltung als juristischer Beirat beschäftigt ist. „Die rechte Hand des Bürgermeisters!“ sagt er mit einer Art von respektvoller Grimasse.

Aber Doktor Paulsien schüttelt sein langes, schmales Haupt. „Nein, kein Gehalt,“ antwortet er treuherzig, „Papa hat mir das alles aufgedrängt . . . Mein Junge, hat er mir gesagt, ich sitze da auf meinem Gute und bleibe und bin zufrieden, meine Ernten waren vortrefflich. Wenn du nun fort willst und dich ein bißchen ausspannen, — du sollst reichlich haben, was du brauchst! Mein Vater ist der beste Mensch,“ fügt er hinzu, und bekommt beinahe Tränen in die Augen.

„Es gibt andere Väter,“ Herr von Slozeß bildet die Laute ganz hinten in der Kehle.

Doch der Balte schlingt ihm tröstend den linken Arm um die Schulter, ohne übrigens ein Hühnerbein, das er zierlich in der rechten Hand hält, auf den Teller zurückzulegen. „Du leidest noch immer unter dem Zertwürfnis, Kurt?“ fragt er mit wahrhaft mütterlicher Stimme.

„Viel Empfindung die beiden, wirklich sehr viel Empfindung!“ denkt Herr Steingraber, und ein wenig geniert erkundigt er sich eifrig nach den Umständen, unter denen die beiden Herren vormalig Bekanntschaft geschlossen haben. Er erfährt, daß das in Wien geschehen war, Herr von Slozeß hatte dort einen Urlaub verbracht, Doktor Paulsien ein Studienjahr, und . . .

„Du warst nicht glücklich damals, Kurt . . .“

„Nein wirklich, Hugo!“

„Und das hast du uns büßen lassen, mein Lieber,“ tief der Balte, nun plötzlich im muntersten Ton, und schlug Herrn von Slozeß auf die Schulter. „Jede Nacht saßeß du über den Karten, mit einem so traurigen Gesicht, als wolltest du à tout prix dich selber ruinieren, — aber du hast uns ruiniert, beinahe ruiniert in zwölf oder dreizehn Nächten: Klittering, Rohlmann, mich, Galap . . .“

Bei dem letzten Namen aber sprang Herr von Slozeß auf. Er streckte den Arm vor, mit weitgespreizten Fingern, er öffnete den Mund . . . Doch er sagte nichts; mit völlig verflörter Miene nahm er wieder Platz . . .

„Es geht wirklich zu Ende mit mir,“ sprach schließlich seine gebrochene Stimme, und er schüttelte langsam den Kopf hin und her. „Diese Gedanken-schwäche, diese Gedankenflucht! das ist der Marasmus, es beginnt . . .“

Der Balte war tief erschrocken. „Aber was ist dir, Kurt?“ fragte er, und seine Aussprache war noch weicher und war noch trüber gefärbt als sonst. „Du erschreckst mich, Kurt!“

„Dire que j'ai oublié . . .“ begann Herr von Slozeß auf Französisch, was den mitleidswürdigen Ein-

druck von Verstärkung noch erhöhte. „Denke dir, Hugo, ich vergesse, daß Galap hier ist, Victor Galap hier in Venedig! Ich vergesse, dir das mitzuteilen...“

Aber nun war die Reihe sich zu erregen an dem Balten.

„Galap hier? Wo? Seit wann? Und du sagst mir nichts!“

Und man brach eilig auf, um Herrn Galap noch beim Konzert auf der Piazza anzutreffen, wo er jeden Donnerstag — und es war Donnerstag — an einem bestimmten Cafétischchen mit Sicherheit zu finden war.

Er war noch da und alsbald voll Seligkeit. Doktor Paulsien wieder einmal im Leben zu begegnen, schien, so betrug er sich, immer seine strahlendste Hoffnung gewesen zu sein; und es hätte höchstens befremden können, daß diese Begeisterung ihn offenbar nicht vermocht hatte, während der Zeit des Getrenntseins irgendeine Verbindung zu suchen oder aufrecht zu erhalten . . . Sehr bald auch fanden sich beide Parteien aus lautem Enthusiasmus in vollkommene Ruhe zurück. Ja, was Herrn Galap anbetrifft, so bemerkte der Direktor nicht ohne Wohlgefallen, um wieviel zurückhaltender und bescheidener er sich betrug, als sein

erstes Auftreten im Theater hätte vermuten lassen. Kein einziges Mal sogar gebrauchte er, wenn er außer seinen Freunden auch den Direktor meinte, die Anrede Ihr . . .

Als die Musik verschwunden war, und der Platz anfing sich zu leeren, brach man auf und schickte sich an, auf einem kleinen Spaziergang die schöne Nacht noch ein wenig zu genießen. Man ging paarweise, voraus der Direktor mit Herrn von Slozeß, hinter ihnen, sogleich in größerem Abstand, die beiden anderen.

„Nun, Herr Direktor,“ sagte der Offizier, während sie die Piazzetta überschritten, „wie gefallen Ihnen meine Freunde?“

„Oh, recht gut, recht gut . . .“

„Sie sind nicht eben glücklich, die beiden . . . Paulsien wenigstens nicht, er nicht,“ fügte Herr von Slozeß hinzu; es wurde ja wohl ein wenig viel des unbestimmten Elends.

Doch auf dem Ponte della Paglia blieb er stehen und atmete schwer auf . . . Herr Steingraber lehnte sich neben ihn an die Brüstung, und sie blickten auf das dunkelglänzende Wasser des Rio di Palazzo und auf den flachen, gedrungenen Bogen der Seufzerbrücke.

Herr von Slozeß sagte, auf die Balustrade ge-

stützt, während ganz hinten, bei den Markusäulen noch, die Schatten des andern Paares zögerten, verweilten:

„Haben Sie die Gefängnisse gesehen, Herr Direktor? Nein, nicht hier rechts die modernen, in denen zwanzig Meter von uns und von der wundervollen freien Nacht eben jetzt die Gefangenen sitzen, sondern hier, hier“ — er wies nach links hin — „die Kerker unten im Palast, die das Volk in der Revolution zerstört hat, und von denen nur noch drei oder vier als Beispiele da sind? Nein? Sie haben einen großen und schrecklichen Eindruck ver säumt.“

Stellen Sie sich einen nackten Steinsarg vor,“ fuhr er mit leiser und scharfer Stimme fort, „einen nackten Sarg, zwei Schritt breit und einen hoch, mit Mauern so dick, so dick . . . Stellen Sie sich vor, daß man Sie dort, auf irgendeine anonyme Denunziation, hineinstößt, ganz plötzlich, ganz heimlich, ohne daß Ihnen irgendein Mensch sagt, warum das geschieht! Es ist dunkel dort, Sie sind allein, so elend allein . . . Sie schreien ein paar mal, aber der Schrei geht unter an den starken, unbehauenen Wänden . . . Sie hämmern gegen die Steine, aber das gibt kaum einen Laut, und Sie fühlen im Dunkeln, wie Ihr warmes Blut Ihnen von der Faust fließt . . .“

„Oh . . . ,“ sagte der Direktor.

„Ja, Sie fühlen es nur, denn Licht haben Sie nicht . . . Als ich dort herumgeführt wurde, hatte der Aufseher eine Idee, vielleicht macht er es auch bei jedem Fremden so: er drehte, als ich mitten in der Zelle stand, plötzlich das elektrische Licht ab. Ich bekam einen Begriff. Ich erschrak sehr. Denken Sie, denken Sie . . . da ist der Gefangene nun ganz allein, er tastet im Dunkeln, um wenigstens einen Sitz zu finden, er findet keinen . . . Er will sich Bewegung machen, mit raschen Schritten hin und wieder gehen, denn so kommen trostreiche Gedanken; aber die Zelle ist viel zu kurz dazu, er rutscht auch aus auf dem schlüpfrigen Boden. Und alles was sich ihm darbietet, ist ein Bett . . .

Ja, ein Bett . . . ! In einer Ecke findet er, um des Nachts seinen Kopf darauf zu legen, einen etwas erhöhten, eingemauerten Stein am Boden . . . oh, keinen barmherzigen Stein, der schräg nach oben liefe, der es ihm erlaubte, sich einen Augenblick lang auf seinem Kopfpolster zu glauben, sondern einen ganz unglaublich tückisch behauenen Block, der dort, wo der Arme sich aufstützt, steil und eckig sich erhebt und ihm in den Nacken schneidet. Das aber ist der erste Abend für den Gefangenen. Unzählige Nächte wird er ohne Hoffnung

daliegen . . . das ist es ja, das Schrecknis der Zeit, was sich gar nicht ausdrücken läßt, er wird daliegen und mitunter, wenn ein Fest beim Dogen gefeiert wird, auf das undeutliche Geräusch leichter und froher Tritte hören, während eine finstere Krankheit schon unterwegs zu ihm ist, irgendeine scheußliche Krankheit, an der er ohne Arzt und Pflege leiden, und an der er wahrscheinlich ganz im Stillen verenden wird . . .“

Der Offizier atmete stöhnend.

In diesem Augenblick erschienen Galap und der Balte auf den Stufen der Brückentreppe, und außer sich vor Wut, alles vergessend, schrie Herr von Slozel: „Was kommt ihr daher? Ich habe zu reden mit dem Direktor, — sperrt eure Augen auf!“

Aus seiner ergriffenen Versunkenheit auffahrend, starrte der Direktor mit jähem Mißbehagen in das verwandelte Antlitz . . . Aber dann glaubte er an die Gereiztheit eines Dichters, der gestört wird, und sprach, jenes Arm in seinem, beruhigend auf Herrn von Slozel ein, während das Paar langsam die Treppe der andern Seite hinabstieg und über die Riva degli Schiavoni voranschritt.

„Sie sind wirklich ein Dichter,“ sagte Herr Steingraber, „ja, Sie sehen das alles mit den

Augen eines Dichters an, für den die Vergangenheit so lebendig wird wie das, was er mit seinen Händen greifen kann . . .“

Herr von Glozel warf ihm einen schnellen Seitenblick zu.

„Es ist unfaßlich,“ sprach er mit leidender Stimme, „wie wir es fertig bringen, neben so unsagbar Schrecklichem dahinzuleben!“

„In Wirklichkeit ist es ja doch vergangen, lieber Glozel.“

„Nichts ist vergangen. Schleier und Schein sind Zeit und Ort, und alles Elend schreit von Ewigkeit zu Ewigkeit . . . Und nur darum vermögen wir ja die Erinnerungen an vergangene Schrecknisse so leichten Sinnes zu ertragen, weil der Ring um unsere Seele her so eng ist, so erbärmlich eng! Das ist es.“

„Wir dürften,“ sagte er dann weiter, mit trockener Stimme und langsam, so als besänne er sich, „wir dürften nicht ruhig schlafen in unsern Betten, während in Persien irgendwo ein Tier gequält wird . . . sozusagen.“

„Ja . . .“ antwortete Herr Steingräber ein wenig gedehnt. Herr von Glozel zuckte bei diesem Ja ärgerlich mit der Nase, sagte aber sogleich lachend und mit Leichtigkeit.

„Übrigens, — ich weiß ja gar nicht, wo ich für meine Person heute Nacht ein Bett finde, um über dieses Tier in Persien nachzudenken!“

„Ach Herrgott, das ist ja wahr,“ rief Herr Steingraber. Es war nur für einen Augenblick ein kritisches Gelüft in ihm aufgestiegen, — noch immer war er benommen von dem, was er gehört hatte.

Sie stiegen, den Anderen nach, die Stufen hinunter. Doktor Paulsen schwenkte schon von weitem seinen langen Arm und rief etwas Unverständliches. Als man beisammen war, faßte er den Offizier an der Achsel: „Weißt du auch, mein Lieber, was Galap und ich beschlossen haben? Nein? Du ahnst nichts?“

„Nichts,“ antwortete Herr von Glozeß.

„Daß wir heute Nacht Revanche spielen . . . Wenn wir dir fünfzehntausend Lire abgenommen haben, wollen wir es genug sein lassen! Es ist noch nicht einmal die Hälfte . . . Einmal muß es ja wohl sein. Und dann erst darfst du ins Bett . . .“

Herr von Glozeß lachte. „Ich habe gar kein Bett für heute Nacht. Aber das mit dem Spiel ist natürlich Unsinn. Wir werden noch länger zusammen sein hier in Venedig. Und übrigens: es wäre Herrn Steingraber gegenüber mehr als unhöflich. Ein andres Mal.“

An dieser Stelle griff der Ungar ein. „Warum denn ein andres Mal und nicht heute? Da kannst bei mir schlafen hernach, ich habe einen Schlafdivan, großartig . . .“

„Und was den Herrn Direktor anbelangt,“ fuhr Doktor Paulsen auf Baltisch fort, „vielleicht machen Sie ganz einfach mit? Ein kleines Bacarat . . .“

„Kann Ihnen ja überhaupt gar nicht imponieren, als Weltmann!“ Dies war Galap; er empfing für seine Bemerkung insgeheim einen unfreundlichen Blick des Oberleutnants.

„Zwar — man weiß wahrhaftig nicht, wo man sich niederlegen soll!“ sprach nun dieser mehr zu sich selbst. Und lauter, halb klagend, halb im Scherz, sagte er zu dem Direktor: „Das sind so die Versuchungen, sehen Sie!“ Dann setzte er lebhafter hinzu: „Sie können sich gleich einmal von meinem Glück überzeugen, feststellen, daß ich nicht aufgeschnitten habe! Mitzutun — davon rate ich Ihnen geradewegs ab. Die beiden Herren da werden später auch ein bißchen zornig sein über ihre ‚Revanche‘! Was meinen Sie also, Herr Direktor?“

„Nun, ich komme mit. Sie machen mich ja neugierig,“ erwiderte Herr Steingraber, und paar-

weise wie zuvor wandte man sich zum Molo zurück, um dort eine Gondel zu nehmen . . .

Die Gondel landete nach einer vielleicht halbstündigen Fahrt, die ziemlich schweigsam verlief, an einem gleichgültig aussehenden, entweder nicht alten oder oft renovierten Haus, das nach des Direktors flüchtiger Schätzung nahe bei San Giobbe und dem Bahnhof gelegen sein mußte. Nachdem von einer alten Frau geöffnet worden war, erstieg man zwei wohlbeleuchtete, mit roten Läufern belegte, schmale Treppen und gelangte durch eine unverschlossene Tür in Herrn Galaps mäßig großes, trotz der Oktoberwärme schon kräftig geheiztes Wohnzimmer.

Auf dem Tisch in der Mitte stand hier, bereits angezündet, eine mit gelber Seide verhängte Lampe, die ihren Schein über eine Garnitur grüner, symmetrisch umherverteilter Plüschmöbel breitete, über einen etwas schiefgezogenen, nicht sehr reichlich gefüllten Blumentisch aus Metall und über zahlreiche Damenphotographien, die sämtlich kunstvolle Frisuren, breite Gesichter und bedeutende Decolletés aufwiesen.

„Man nimmt an Wohnungen, was man bekommen kann, Herr Direktor, haha,“ bemerkte Galap, und dann begab er sich durch das ansto-

ßende Zimmer — sein Schlafzimmer? — nach draußen, um eine Erfrischung zu befehlen.

Er kam zurück in Begleitung einer vielleicht fünfzigjährigen Person von robustem Aussehen, die auf einem Tablett eine Flasche, Gläser, sowie eine Schachtel mit Zigaretten vor sich hertrug, und die keineswegs grüßte.

„Wünschen sonst noch etwas?“ fragte sie, nachdem sie ohne weitere Umstände alles niedergesetzt hatte. Sie fragte auf Deutsch, mit einem Akzent, wie er sich nur in gewissen östlichen Teilen der österreichischen Monarchie erlernt.

„Eine Landsmännin wohl, Herr Galap?“ fragte der Direktor verbindlich, während die Frau sich entfernte und schallend die Tür zuschlug. „Das ist angenehm.“

Doch Herr Galap antwortete kaum. Er hatte eingeschenkt und beschäftigte sich nun, seine feurigen Augen konzentrierten Blicks gesenkt, mit den Karten, die er mischte und „schnitt“, wieder mischte und wieder „schnitt“ . . .

„Ich denke, das genügt,“ sagte er endlich, „wollen abheben?“

„Danke,“ sagte der Direktor.

„Wer nimmt zuerst die Bank? Du, Glozel? Ist nur eine Anstandspflicht!“

„Wir müssen Herrn Direktor fragen,“ gab der Balte mit weichen Tönen zu bedenken.

„Danke, danke. Es ist im wesentlichen ja eine Affaire zwischen Ihnen, meine Herren. Ich bin nur so ein bißchen dabei, als Outsider . . .“

Und Herr Steingraber lehnte sich behaglich im Sessel zurück, mit einer Zigarette, die er aus der Schachtel genommen und angezündet hatte. ‚Aber pfui,‘ dachte er, ‚wie schmeckt denn das Zeug? Es ist scharf und parfümiert zugleich — nein danke.‘ Er legte die Zigarette verstohlen weg.

In diesem Augenblick erst bemerkte er auch, welch fader, süßlicher Geruch im ganzen Zimmer herrschte. Er hatte ein leichtes Gefühl von Übelkeit zu bekämpfen, trank einen großen Schluck von dem Weißwein, dessen kratzender Geschmack ihn husten machte, und beschloß, sich nicht allzulange aufzuhalten.

Herr von Glozel nahm die Karten: „Fünfhundert in der Bank.“

„Nun also, — um anzufangen,“ sagte der Direktor, indem er zwei Scheine hinlegte, und dann deckte er die Aht auf.

„Nicht schlecht für den Anfang,“ rief er lachend. „Na, jetzt werde ich vernünftig.“

Herr von Glozel hatte auch drüben verloren.

„Nody einmal fünfhundert,“ gab er an. Doch als die Karten schon nach beiden Seiten hin verteilt waren, hielt er sie fest . . .

„Halt!“ sagte er. „Ich erlaube mir eine Gewissensfrage. Ich möchte den Barbestand der Herren kennen. Hier sind noch fünftausend . . .“ Und er schlug auf die Briestasche, die neben ihm lag. „Verzeihen Sie, Direktor! Nun, Galap?“

Galap sagte: „Zweieinhalb Tille.“

„Hm,“ bemerkte Herr von Glozel. „Du, Paulsen?“

„Viertausend, — warum?“

„Und darf ich mir erlauben . . .?“

„Auch ungefähr so viel, glaube ich,“ antwortete Herr Steingraber in schon wieder besserer Laune, „aber bilden Sie sich nicht ein, daß ich hier ohne mein Hemd weggehen werde! Man muß aufzuhören verstehen. Wollen Sie eine Geschichte aus Ostende wissen, die mir selber als ganz jungem Menschen einmal passiert ist . . .“

Aber Herr von Glozel schien nicht dazu aufgelegt, sich Geschichten erzählen zu lassen.

„Bitte nach dem Spiel,“ sagte er kurz, und der Direktor, der ihn erstaunt betrachtete, machte zum ersten Mal die Beobachtung, daß Herrn von Glo-

zels Sinn, dies unbestimmt zurückweichende Sinn, Kontur und Ausdruck zeigte.

„Nein,“ rief Doktor Paulsen gedehnt, als der Offizier fünfmal seine Bank erneuert und stets verloren hatte, „nein, so etwas erlebe ich bei Gott zum ersten Male mit ihm!“

»Dies irae, dies illa,« sagte der Direktor und lachte wieder, obgleich mit kürzerem Ton; aber niemand stimmte mit ein. Dies verdroß Herrn Steingräber.

Er dachte: „Ich bin mit den Leuten nicht hergekommen, um Geschäfte zu machen, verdammt noch einmal!“

Laut bemerkte er: „Messieurs, ich habe da siebenhundertfünfzig Francs gewonnen. Wenn man mir die Bank lassen will, so nehme ich sie mit diesem Betrag.“

Er übernahm die Bank und gewann. Zwar verringerten die drei Herren ihre Einsätze, doch immerhin lagen nach wenigen Schlägen über zweitausend Francs in Gold und Banknoten vor seinem Platz.

„Man sieht ihre blinde Hoheit, die Kausalität, selber ein wenig am Werk, wie lieber Slozek?“ Dies war ein letzter Versuch.

Herr von Slozek schwieg. Sein Sinn hatte einen vollkommen willensstarken Ausdruck angenommen,

Muskeln spielten an seinen Wangen, die weniger fett erschienen. Die Nase war ein Geierschnabel, ohne alle Einschränkung.

„Nein, mein Lieber, am Spieltisch bist du nicht zu gebrauchen,“ dachte Herr Steingraber, und er dachte es so intensiv, daß sich bei dem Gedanken seine Lippen bewegten, „aber ich will hier nicht Tausende wegtragen . . .“

Er fuhr fort Karten auszuteilen und verlor Schlag auf Schlag, nach beiden Seiten hin. Nun lagen noch dreihundert Lire seines Gewinnes vor ihm.

„Also das hier noch!“

Gleichgültig und durch die Kartenbilder ein wenig ermüdet, ließ er seine Augen auf die Tischdecke und dann nach abwärts gleiten, dorthin durch Zufall, wo im Lichte der Lampe Herrn von Slozeßs rechtes Bein aufreizend bequem über dem linken lag. Zuerst sah der Direktor ohne Blick auf den amerikanischen gekrümmten Lackschuh, der ihn fast berührte, plötzlich aber trat Bewußtsein in sein Auge . . .

Waren das noch dieselben dunkelblauseidenen Socken, die Herr von Slozeß an jenem Abend im Theater getragen hatte . . .? Es schien so. Aber man trug im Grunde seidene Socken nicht so viele Tage . . . Unwillkürlich beugte er sich, spähend, ein wenig auf seinem Stuhl zurück . . .

Ja, da war auch noch das Loch, das sympathische kleine Loch an der Ferse, das auf Verein- samung und Unbetreuthheit schließen ließ. Und es war groß geworden, das Loch, es erstreckte sich offenbar über die ganze Ferse; denn bei der ge- ringsten Bewegung des Fußes erschien oberhalb des hintern Schuhrandes ein Stückchen Haut . . .

Herr Steingraber ließ mit einer plötzlichen Bewe- gung die Karten aus der Hand gleiten. Er erhob sich halb und sagte mit einem flüchtigen Lächeln: „Verzeihen Sie, meine Herren, für mich ist Schluß. Ich bin kaput, schläfrig . . . Amüsieren Sie sich noch recht gut zusammen!“

Und ohne jemand von den Dreien anzusehen, stand er vollends auf und wandte sich, dem Tisch den Rücken zukehrend, zum Kleiderständer. Das Gesicht nach der Wand, legte er seinen Überzieher an und machte dann wieder Kehrt, um sich von den Herren zu verabschieden . . .

Uber die drei Herren waren verschwunden. An ihrer Stelle gewahrte der Direktor drei Tiere, drei reißende, böse Bestien, die, sprungbereit, ihrer Beute gewiß, mit scheußlichem Hohn ihn lautlos betrachteten . . . Ob er sich vielleicht einbildete, hier entinnen zu können . . . ?

„Du willst also nicht dableiben, mein Junge?“ sagte endlich mit einer heiseren und vergnügten Stimme die eine Bestie, die von dem Direktor immer Herr von Slozeß genannt worden war . . .

„Er wird müssen, haha!“ rief die zweite, die mit ihrer frech vornübergebeugten, verächtlichen Haltung nun auch einen recht schrecklichen Eindruck machte.

„Ich . . .“ sagte der Direktor.

„Du . . .!“ schrie der frühere Herr von Slozeß . . . und er schrie es plärrend, nachäffend, und ließ sogar die Zunge ein wenig heraushängen bei dem einen Wort, das mit Gemeinheit durch und durch getränkt war.

„Du . . .!“ brüllte er noch einmal und machte stiere, glöckende Augen, während er brüllte . . .

Aber was nun folgte, war kaum mehr als ein einziger Schlag, war ein fast gleichzeitiges Gewirr von Gesten, ein rasendes, blitzschnelles Ineinander.

Herr Steingräber nämlich, dem für einen Augenblick nahezu das Bewußtsein geschwunden war, vor Schrecken nicht sowohl, als vor einer ungeheuer plötzlichen, kaum faßbaren Einsicht, — Herr Steingräber bemerkte, zum Denken zurückkehrend, daß das dritte Tier, das kleine glatte widrige mit den glänzenden Augen, im Begriff war, sich zwischen

seinem Rücken und an der Wand hindurchzuschleichen . . .

Wollte es ihn von hinten fassen, wollte es zur Thür, um den Riegel vorzustößen? Herr Steingräber machte eine Wendung, sah ihm in die Augen . . . Es wich ein wenig zurück, blickte sich nach Beistand um . . .

Und er, der Denker, der Melancholiker, der Nervenranke, den die Wanduhr störte, — Herr Steingräber erinnerte sich unbegreiflich rasch an all das, — er bewegte sich nun vorwärts, er stieß ein abscheuliches Lachen hervor, schob die Ärmel seines Jacketts ein wenig zurück . . .

„Komm, mein Jung!“ sagte er, und seine Stimme klang durchaus nicht anders, als habe er sein Dasein in einer Hamburger Hafenkneipe verbracht — durchaus nicht anders.

Und Herr Steingräber kam . . . Mit einem Wutschrei stürzte er auf ihn zu und schlug ihm mit beiden Fäusten mitten ins Gesicht. Der Andere taumelte, stolperte zurück . . . Herr Steingräber sah das nicht mehr.

Er ward von hinten ergriffen, er schlug wie rasend mit den Füßen aus, um ihn drehte sich das Zimmer, er schloß die Augen . . . Jrgendwo packte er einen Arm mit seinen beiden Händen und bog ihn,

toll vor Zorn und vor Grauen . . . Er hörte ein Geräusch wie von zerbrechenden Knochen, er spürte im Nacken einen Schlag, warf sich nach rückwärts . . . durch die Tür . . . die Stiegen hinunter, blindlings . . . Eine Stimme gellte durchs Haus. Türen schlugen krachend zu . . .

Unten, schon gegen das Ende der Stufen, kam ihm jemand entgegen, — jemand stieg langsam die Treppen herauf.

Es war nicht möglich anzuhalten. Herr Steingraber umfaßte eine weiche Gestalt, wäre fast mit ihr im Arme hingestürzt, sprach „Pardon“ und griff an sein bloßes Haar, um den Hut zu ziehen . . . Zerbrochenes Glas klirrte auf den Stufen.

Ja, es war ein halbnacktes Frauenzimmer gewesen, mit Gläsern und einer Flasche . . . O, Gott sei Dank: es galt nur, an der Kette zu ziehen, das Tor ging auf . . . Er war draußen, er rannte durch die Galerie davon . . . Hinter ihm, nicht fünf Schritt hinter ihm, stürzte ein schweres Etwas, ein steinernes Etwas von hoch oben auf das Pflaster nieder und zersplitterte knallend . . .

Und er rannte, rannte über eine Brücke, eine Gasse hinunter, über noch eine Brücke . . .

Er rannte zuerst aus einfacher Furcht . . . weil ihm die grinsenden Frauen der Drei gräßlich vor

den Augen tanzten, — weil er ihm entlaufen wollte unendlich weit entlaufen, diesem tödlichen Frauenhaus, aus dem ihn ein Anfall von taubblinder Wut wie ein Wunder hatte entrinnen lassen. Er wollte fliehen, immer fliehen . . . er stieß sich wund an den Ecken, er fiel auf einer Brückentreppe . . . die Vorstellung, daß seinem Lauf Grenzen gesetzt seien auf diesen Inseln, daß er nicht das Meer durchrennen könne, um in die feste Ebene hineinzufließen, machte ihn verzweifelt . . . Er war rasend vor Angst, so wie er vor Wut rasend gewesen war. Nahe beim Bahnhof überquerte er, nach irrem Laufen, den Canal Grande, ohne es recht gewahr zu werden.

Aber auch als ihn endlich seine Furcht verließ, als er vielleicht schon wieder imstande gewesen wäre, einem neuen Angriff mit Stärke zu begegnen, auch da verminderte sich sein Verlangen nach Schnelligkeit nicht, auch da noch setzte er stürmenden Fußes seinen Weg fort, durch ganz unbekannte Gegenden, wie ihm vorkam, — in Wahrheit zweimal dicht an seiner Wohnung vorüber-eilend. Und er war glücklich, als nach dem krummen Hin und Her endlich beim Zattere-Ufer freier Raum für seine erregten Schritte sich aufthat . . .

Zuletzt, wider Willen gezwungen vom Blut, das

wild in seinem Schädel fauste, hielt er an und nahm dumpf wahr, daß er nicht sicher auf seinen Füßen stand. Er runzelte die Brauen und blickte, um sich zur Sammlung zu nötigen, starr vor sich hin . . .

Das Wasser des Giudecca-Kanals war regungslos, ein paar Barken mit eingezogenen Segeln lagen da und dort am Ufer.

„Ja,“ dachte er träge, „drüben auf der Giudecca gibt es ein paar Fabriken. Es sind aber nicht viele . . . In Venedig lebt man von den Fremden . . . Venedig ist eine dunkle Pracht, eine dunkle Pracht. Und die Venezianer denken: gut also, unsere Stadt ist eine Attraktion für die Fremden. Mögen sie nur kommen und in die Museen und in die Palazzi laufen; merkwürdig, daß sich jemand für das langweilige Zeug interessiert! Aber schließlich, wenn es uns Vorteile bringt . . . Zweifellos, das dachten die Venezianer.“

Und plötzlich wurde seine Benommenheit zerrissen durch einen Schrei. In seiner Erinnerung klang jenes fürchterliche „Du“ auf, das plärrende, mit Gemeinheit überfüllte „Du!“, das ihm einer ins Gesicht gespien, mit dem ihm ein Verworfenner die unnütz gewordene, lästige Maske vor die Füße geschleudert hatte . . . Da, du Schafskopf, hast du deine

Sterne und dein weltumspannendes Gefühl und deine menschliche Enge...! Du bist in einem netten kleinen Venezianer Bordell, und rückst du nicht gleich mit deinem Speck heraus, dann schneiden wir dir die Gurgel ab und schmeißen dich in den Kanal!

Ja, was waren hiernach alle Erlebnisse, was waren nun noch alle Ereignisse der Welt, gegen deren Größe unempfindlich zu sein er sich Schuld gab! Was verschlug es jetzt, ob irgendwo eine verschüttete Stadt aus der Lava gegraben wurde; ob es in Indien Büßer gab, so heilig, daß sie das Wasser zu beschreiten vermochten; was frommte es noch, sich der Größe des Meeres und der Gestirne hinzugeben, wenn das alles nicht mehr war als ein Mittel, dessen sich ein Betrüger, irgendein ganz gewöhnlicher Beutelschneider, mit Geläufigkeit bedienen konnte, um seine Leute zu ködern... Wenn niedrige, häßlichste Gewinnssucht so weit und groß war, daß alle Träume und Gedanken in ihr Platz fanden und ihr dienten, dann lohnte es sich wahrlich nicht mehr, einen einzigen Blick vom Boden aufzuheben... Es fror Herrn Steingräber sehr.

Ihm fiel ein, was er den Menschen an diesem selben Abend, noch keine drei Stunden war es

her, auf dem Ponte della Paglia hatte sagen hören. Seine Worte über die unterirdischen Kerker waren durchaus dazu angetan zu ergreifen . . . Sie waren gut, wahrhaft gut, eine Art von Größe war in ihnen . . . Dieser Bube hatte empfunden, was er aussprach; kein Zweifel . . . kein noch so geringer Zweifel. Ja — er hatte bewiesen, daß man dergleichen empfinden kann, empfinden wie ein Dichter, und dabei ein Elender sein, ein Räuber, ein Halsabschneider . . . Der Mensch hätte Erziehung, hätte Geist genug gehabt, um es selbst auszusprechen . . . „Weißt du,“ hätte er Herrn Steingräber zu fragen vermocht, „weißt du, was ich bin? Materia triumphans: das bin ich. Ich bin der lebendige Beweis dafür, daß dieses Wesen ‚Mensch‘, das den Himmel und die Erde umspannt und den Himmel und die Erde ausspricht, daß dieses Wesen zusammengehalten ist von einer Kruste der niedrigsten Roheit. Daß das Himmelslicht, mit dem wir, aus ganz unbekanntem Gründen, erhellt sind, in einer stinkenden Höhle voll von Unrat brennt . . .“

Herrn Steingräber schien es, als offenbare sich ihm da, fernher, ein sehr tiefes und furchtbares Geheimnis. — Er hatte sich auf den Heimweg gemacht; doch auf dem langen Campo Margherita, wo sein Haus lag, hielt er noch einmal an und

begann dann langsamen Schrittes auf und ab zu gehen . . .

Er dachte, stoßweise, und indem er bei jeder neuen Erkenntnis stehen blieb: „Das also war die plötzliche Begeisterung für die Villani und für die Gondeltreppe am Theater . . . er wurde lyrisch: ich sollte den Ungarn kennen lernen . . . Und wodurch in aller Welt habe ich ihm so deutlich verraten, was mich innerlich beschäftigte? Ich muß ja kindisch offen gewesen sein. Auf der Fahrt von San Michele her sah er jede Minute auf seine Uhr: er wollte den Balken nicht versäumen! Wie lächerlich bin ich seine dupe gewesen! Doch nein, ich will mich nicht schämen . . . In seiner Rede am Dogenpalast aber schien das Herz der ganzen Welt zu schlagen, — das Herz der ganzen Welt schlug wirklich darin, — und dennoch sprach er einzig und allein, um mich vollends einzufangen. Zu Hause (haha „zu Hause“!) waren schon die Karten für das Baccarat markiert . . . oder nein, das lohnte nicht der Mühe . . . man würde mich einfach niederschlagen . . .“

„Einfach niederschlagen,“ wiederholte er laut und stand da mit trockenem Munde und starren Augen. Endlich ging er auf sein Haustor zu.

Er fühlte sich matt, wie einer, der von einem be-

schwerlichen Marsche zurückkommt, und stieg nicht ohne Mühe die Treppen hinauf.

Aber seine Thür stand weit offen . . . „Man ist gleichzeitig auch hier gewesen,“ sagte er sich sofort, ohne alles Erstaunen.

Und er hob beim Schein des angezündeten Wachsfadens eine Karte auf, die leicht an der Schwelle befestigt war. Diese Karte trug die Zeichnung einer Hand; die Hand war ungeschickt mit blutroter Linte bemalt.

„Recht kindliche Allüren!“ sagte er vor sich hin, zündete die Lampe an, und ehe er noch seinem Eigentum einen musternden Blick gönnte, betrachtete er den Fund genauer.

Es war aber wirklich nichts Besonderes. Die Rückseite der Karte zeigte auf Französisch die Anpreisung einer Hautcreme und ließ erkennen, daß man sich zu dem blutigen Momento einer Geschäftsanzeige von Roger et Gallet bedient hatte.

Dann wandte sich Herr Steingraber zu seinem Schrank. Auch er stand offen, aber nichts fehlte. Nur war an den Westen seiner Anzüge das Innensfutter säuberlich aufgetrennt. Ja, es hatte sich um korrekte Halunken gehandelt, um Halunken übrigens, die noch keinen Fünflireschein erbeutet hatten. Zeit mußten sie im Überfluß gehabt

haben; ohne auch nur die Hausfrau zu stören, hatten sie das Zimmer einfach aufgeschlossen, mit dem Schlüssel, der stets draußen unter der Matte lag.

Der Direktor tat einen Schritt zum Schreibtisch hin. Hier waren offenbar die leeren Schubladen hastig herausgezogen und hastig zurückgestoßen worden, denn das Bildchen im glatten Silberrahmen, von dem Herr Steingraber sich auch auf dieser Reise nicht getrennt hatte, die kleine Photographie seines verstorbenen Freundes, war umgestürzt. Er nahm sie behutsam auf, um sie an ihren Platz zu stellen. Da aber bemerkte er, daß die Glasdecke des Bildes zersprungen war, zersprungen vermutlich durch einen Fall auf den spitzen Knopf des Lintenfasses. Und als der Direktor den Schaden untersuchte, nahm er wahr, daß sein toter Freund lachte, daß er tüchtig und wie in gutmütigem Spott lachte . . ., denn der Sprung lief unmittelbar unter der Nase hin.

Da lächelte auch Herr Steingraber, obgleich ein wenig matt, und fuhr leise mit seiner Hand über das Bild hin.

Er entkleidete sich und streckte sich unter den Decken aus, beruhigt offenbar darüber, daß sein Abenteuer sich nicht mit einem zweiten Einbruch erneuern

würde. Ohne dieser Möglichkeit auch nur einen Gedanken zu schenken, fiel er bei unverschlossener Thür in einen tiefen Schlaf.

Da er aufwacht, ist es halb zehn. Er besinnt sich einen Augenblick, springt aus dem Bett, sucht das Kurzbuch hervor und stellt fest, daß ein für ihn passender Zug kurz nach zwölf Uhr abgeht . . .

Wie er, um einzupacken, seinen großen Koffer aufschließt, kommen ihm ein paar gelbgeheftete Bücher in die Hand, die dort teilweise noch unaufgeschnitten während der ganzen Zeit gelegen haben. Er steckt sie in die Handtasche, zu den Gegenständen, deren er auf der Fahrt nach Berlin zu bedürfen glaubt. Seine Herreise fällt ihm ein . . . Er sieht, während er tief über den großen Koffer geneigt dasteht, mit großer Deutlichkeit das hübsche Gesicht der Frau Struve und ihren eigenartigen Blick . . .

„Das sind ja noch keine sieben Monate her . . .“ denkt er erstaunt, richtet sich auf und beginnt zu pfeifen. Dann beendet er, mit noch rüstigeren Bewegungen; seine Arbeit.

Eine Gondel wird geholt. Koffer, Handtaschen und Plaid werden die Treppe hinuntergeschafft,

aus einem Fenster hoch oben grüßt Frau Venaseni . . .

Der Weg zum Bahnhof ist nicht sehr weit; dort liegt die Frarikirche, da kommt schon das letzte Brückchen vor dem Großen Kanal . . . Niemand zeigt sich, niemand überschreitet die kleine Brücke, niemand zeigt den graziösen Schwung des Emporgehobenwerdens und des Hinabsinkens . . .

Da ist ein Hund. Ein Hund läuft über die Brücke, er ist ganz allein. Er steigt gemächlich die Stufen hinauf und geht langsam über den hohen Bogen. Seinen Abstieg zu sehen ist unmöglich, schon durchfährt die Gondel das Brückenjoch; und wenn sie wieder hervortaucht, wird er in der Gasse verschwunden sein . . .

Er war so groß wie ein deutscher Schäferhund und auch ebenso struppig; vielleicht war es ein deutscher Schäferhund. Aber er kannte sich aus, das Terrain erschreckte ihn nicht . . . Er überschreitet die Brücke wie jemand, für den das Land keine Wunder birgt... Er hat in Mecklenburg Hasen gejagt, und vielleicht war das unterhaltender als hier zwischen Steinen und Wasser beschäftigungslos einherzutrotten . . . Doch wenn sich Menschen darauf kaprizieren, möglichst unbequem und verzwickelt mitten im Wasser zu wohnen, und wenn

sein Herr und seine Herrin hinreisen müssen, um sich das anzusehen: ihn soll es nicht verblüffen. Am Tage und am Abend geht er bereits allein aus und amüsiert sich, so gut es bei der mangelhaften Gesellschaft sich machen läßt. Er wendet nicht mehr den Kopf nach den schwarzen Kästen, die vorüberfahren, er läuft seines Wegs. Bei der vierten Türe rechts wird er laut bellen, damit man ihm öffne . . . Das Leben ist nur für den kompliziert, der es selbst dazu macht . . .

Da ist der Große Kanal, da kommt der Bahnhof. Auf den freien Platz vor der Halle brennt die Sonne herunter. Getümmel herrscht. Am Quai stoßen sich die bepackten Wasserdroschken. Zeitungs-
jungen brüllen. Es pfeift ein Zug.

Gedruckt bei der Hof-Buch- und -Steindruckerei
Dietsch & Brückner in Weimar

Werke von Bruno Frank

Die Fürstin

Roman. 6.—8. Tausend

Geb. M. 4.—, geb. M. 7.—

Berliner Tageblatt: Der Roman ist geschrieben in einem Stil von jener anmutigen Solidität, wie sie außer Bruno Frank nur Thomas Mann besitzt.

Hamburger Fremdenblatt: Die tieferen Geister werden den Dichter lieb gewinnen um die eigenartige Neu- und Durchgestaltung des Parsifalproblems, in der sich echte schöpferische Kräfte offenbaren.

Flüchtlinge

Novellen. 2. Tausend

Geb. M. 3.—, geb. M. 5.50

Neue Freie Presse, Wien: Auch in seinen neuesten Novellen erscheint Bruno Frank als charakteristischer Schilderer und Lebenskenner, als glänzender Stilist und Beobachter.

Die Schatten der Dinge

Gedichte

Geb. M. 2.50, geb. M. 4.—

Hamburger Nachrichten: Bruno Franks Verse haben eine klare und knappe Struktur und einen stark ideellen, sich selten ins Metaphysische hinüberreichenden Gehalt.

Requiem

Stanz en

Luxusausgabe in 200 Exemplaren auf Japan-Bütten.
Ausgabe A in echtes englisches Kalbpergament ge-
bunden, numeriert, in Kassette 80.—. Vergriffen. —
Ausgabe B mit Renner'schen Buntpapieren kartoniert
und vom Autor signiert M. 40.—.

Von der Menschenliebe

Eine Rede. 3. Tausend

Geb. M. —.75

Vorwärts, Berlin: In der Rede lebt ein klar
ausgerichteter Wille: aus zornigem Begreifen unserer
Kulturnöthe arbeitet er als lauterer Drängen der Tat.

Die Trösterin

Schauspiel in 3 Akten

Geb. M. 3.—, geb. M. 5.—

Bruno Franks neuestes Bühnenwerk klingt in den
Lagen krassesten Egoismus wie das Hohe Lied der
Nächstenliebe. Der Kampf einer Frau zwischen Mit-
leid, Liebe und Pflicht ist hier das mit unerbittlicher
Folgerichtigkeit behandelte Problem.

In Vorbereitung:

Gesichter

Gesammelte Novellen

Die Novelle

Meisternovellen der Weltliteratur
Mit farbigem Umschlag grb. je M. 1.50
Bisher erschienen:

G a b r i e l e d' A n n u n z i o
Die Jungfrauen

3.—12. Tausend
Deutsch von Hermann Wibrecht. Farbige
Umschlagzeichnung von A. Woelfle

B r u n o F r a n k
Ein Abenteuerin Venedig

3.—12. Tausend
Farbige Umschlagzeichnung von R. v. Hoerschelmann

M a g i m G o r k i
Ein Verbrechen

5.—14. Tausend
Deutsch von Korfiß Helm. Farbige Umschlagzeichnung
von Adolf Schorling

G u y d e M a u p a s s a n t
Schmalzfüchle

4.—13. Tausend
Autorisierte Übertragung aus dem Französischen
Farbige Umschlagzeichnung von Bea Fock

K a r l V o l l m o e l l e r
Die Geliebte

1.—10. Tausend
Farbige Umschlagzeichnung von Joseph F. Huber

F r a n k W e d e k i n d
Mine = Saha

8.—17. Tausend
Farbige Umschlagzeichnung von Paul Huldshinsky
Die Sammlung wird fortgesetzt

3553-131-6
22-83

UNIVERSITY OF CHICAGO



33 117 450

PT 2611 Frank, Bruno, 1887
•R2A65 1945.
1919 Ein Abenteuer in
Venedig; Novelle.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARY

U of Chicago



33117450